Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **40 [i.e. 43] (1961)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 28. April 1961
40. Jahrgang Nr. 17

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Inserfionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Zur Problematik der Gesetzesinitiative

Von lic. iur. Jacqueline M. Guggenbühl-Hertner

In dieser Frühjahrssession hat sich die Bundesversammlung mit dem Volksbegehren zugunsten der Einführung der Gesetzesinitiative im Bund auseinanderzusetzen. Der Bundesrat und der Ausschuss des Nationalrates empfahlen die Gesetzesinitiative in jeder Form und ohne Gegenentwurf zur Ablehnung. Der Nationalrat hat sich nach eingehender Debatte dieser ablehnenden Haltung angeschlossen, überzeugt davon, dass einerseits die direkte Demokratie leicht zur Demagogie führe, andererseits die Gesetzesinitiative in der von den Initianten vorgeschlagenen Form eine Schwächung des Föderalismus bedeute. Voraussichtlich wird sich der Ständerat, dem in unserm Zweikammersystem eine konservativ-retardierende Funktion zukommt, dieser Meinung anschliessen.

Dem Stimmberechtigten stehen in der Eidgenossenschaft — abgesehen von der Wahl der Volksvertreter in die Bundesversammlung — zwei direkte Einwirkungsmöglichkeiten zu: das Initiativrecht auf der Verfassungs- und das Referendumsrecht auf der Gesetzesstufe.

Welche Bedeutung kommt dem Initiativrecht in unserm Staatsgefüge zu?

Das Recht zur Ergreifung einer Initiative steht nur den zwei obersten Organen unseres Bundesstaates zu: der Bundesversammlung und dem Volk. (In unsern Darlegungen werden wir die Kompetenz der Bundesversammlung nur am Rande berücksichtigen.) 50 000 Stimmberechtigte können in Ausübung ihres Initiativrechts eine Totalrevision der Bundesverfassung oder eine Partialrevision, d. h. den Erlass, die Aufhebung, die Abänderung bestimmter Verfassungsartikel verlangen.

Ein auf Totalrevision der Bundesverfassung gerichtetes Volksbegehren darf nicht formuliert sein, nur in der Form einer allgemeinen Anregung erfolgen. Den Initianten ist es also untersagt, einen neuen Verfassungstext zur Abstimmung zu bringen; sie können nur verlangen, dass dem Stimmberechtigten die grundsätzliche Frage vorgelegt wird, ob er eine Totalrevision wünsche oder nicht. Diese Regelung soll verhindern, dass ein anonymes Initiativkomitee den der Volksabstimmung zu unterbreitenden Text der Bundesverfassung aufstellen und auf diese Weise das Ergebnis der Volksabstimmung einseitig beeinflussen kann.

Der Bundesrat nimmt das Initiativbegehren zuhanden der Bundesversammlung entgegen, die das Volksbegehren nach Prüfung der formellen Gültigkeit dem Schweizervolk vorlegt, ohne materiell dazu Stellung zu nehmen. Unterstützt die Mehrheit der Stimmenden in der Volksabstimmung das auf Totalrevision der Bundesverfassung gerichtete Initiativbegehren, so sind beide Räte neu zu bestellen. Die neu gewählte Bundesversammlung hat dann die Totalrevision an die Hand zu nehmen. Eine Neubestellung der Bundesversammlung erübrigt sich, wenn die beiden Räte übereinstimmend — ohne dass ein Initiativbegehren gestellt wurde — eine Totalrevision beschliessen: Da keine Willensdiskrepanz zwischen dem Parlament und dem Volk vorliegt, ist keine Verschleppung der Revisionsarbeiten zu befürchten.

Der Vorentwurf wird vom Bundesrat zuhanden der Bundesversammlung ausgearbeitet und den beiden Räten zur Bereinigung vorgelegt. Der von der Bundesversammlung beratene und angenommene Entwurf der neuen Bundesverfassung muss in seiner Gesamtheit Volk und Ständen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Jede Verfassungsänderung untersteht dem obligatorischen Referendum, sie muss unabhängig davon, ob die Revision vom Volk oder vom Parlament eingeleitet wurde, zur Abstimmung gebracht werden.

Bestrebungen zur Totalrevision der Bundesverfassung machten sich nach Inkrafttreten der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 nur einmal geltend: Das von 78 050 Stimmberechtigten unterzeichnete und auf Totalrevision gerichtete Initiativbegehren wurde am 8. September 1935 mit starkem Mehr verworfen.

Wie gestaltet sich eine Partialrevision der Bundesverfassung?

Bis zum Jahre 1891 konnte das Verfahren zur Teilrevision der Bundesverfassung, d. h. zu Erlass, Aufhebung oder Abänderung einzelner Verfassungsartikel nur durch die Bundesversammlung eingeleitet werden. In der 1891 erfolgten Abänderung der Revisionsvorschriften wurde dieses Recht auch dem Stimmberechtigten zugesprochen. Seit diesem Zeitpunkt vollzog sich die Fortentwicklung der Bundesverfassung ausschliesslich auf dem Wege der Partialrevision, die es ermöglicht, neuen Gedanken und Erfordernissen Rechnung zu tragen, ohne bewährte Einrichtungen aufgeben zu müssen.

Die Volksinitiative auf Partialrevision der Bundesverfassung wird unter erleichterten Modalitäten zugelassen als diejenige auf Totalrevision. Im Gegensatz zu dem auf Totalrevision gerichteten Volksbegehren kann ein die Partialrevision verlangendes Volksbegehren von 50 000 Stimmberechtigten in der Form der allgemeinen Anregung — als nichtformulierte Verfassungsinitiative — oder des ausgearbeiteten Entwurfs — als formulierte Verfassungsinitiative — eingereicht werden.

Eine nichtformulierte Verfassungsinitiative in der Form der allgemeinen Anregung liegt vor, wenn die Initianten eine Partialrevision nach einer bestimmten Richtung hin verlangen, ohne dass ihr Begehren den Wortlaut der zu erlassenden Verfassungsbestimmung festlegt. Legen die Initianten einen in formulierte Sätze gekleideten Entwurf des gewünschten Verfassungsartikels vor, spricht man von einer formulierten Verfassungsinitiative.

Das für unsere bundesstaatliche Konzeption bezeichnende Element bei einer Total- oder Partialrevision der Bundesverfassung ist das Mitspracherecht der Stände. Nicht nur die Mehrheit der Stimmenden muss sich für eine Revision ausgesprochen haben; auch die Mehrheit der Kantone muss ihr zustimmen. Als Standesstimme des einzelnen Kantons gilt das Ergebnis der Volksabstimmung.

Das Verfahren der Bundesgesetzgebung ist einfacher — und auch weniger demokratisch — gestaltet als dasjenige der Verfassungsgesetzgebung. Grund des demokratischeren Ausbaus der Revisionsbestimmungen auf der Verfassungsebene ist, dass das Verfassungsrecht auf einer höhern Stufe steht als das Gesetzesrecht; es kommt ihm — wie der Jurist sagt — erhöhte formelle Gesetzeskraft zu. Die Präponderanz des Verfassungsrechts zeigt sich auch in der urkundlichen Verankerung des Verfassungsrechts.

Der Form eines Bundesgesetzes bedürfen grundsätzlich Rechtssätze, die dem Bürger eine Verpflichtung auferlegen (beispielsweise das Bundesgesetz betr. Schuldbetreibung und Konkurs vom 21. April 1889). In die Form eines allgemein verbindlichen Bundesbeschlusses können zweitrangige Rechtssätze (wie der allgemein verbindliche Bundesbeschluss über die Errichtung von Gesandtschaften in Brüssel, Stockholm und Warschau vom 26. April 1920) oder Verwaltungsakte von besonderer finanzieller oder politischer Tragweite (wie der allgemein verbindliche Bundesbeschluss betr. den Ankauf von Prioritätsaktien der Jura-Simplonbahn vom 27. Juni 1890) gekleidet sein.

Im Gegensatz zur Bundesverfassung, bei deren Revision das obligatorische Referendum, das Ständemehr und die Volksinitiative massgebend sind, unterstehen Bundesgesetz und allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse nur dem fakultativen Referendum.

Welche Funktion kommt dem fakultativen Referendum zu? Beim fakultativen Gesetzesreferendum wirken sich Volksabstimmungen oft als absolutes Veto aus. Das Bundesgesetz und der allgemein verbindliche Bundesbeschluss — falls letzterer mit einer Referendumsklausel versehen und nicht dringlich erklärt wurde — muss dem Volk nur dann zur Annahme oder Verwerfung unterbreitet werden, wenn es von 30 000 Stimmberechtigten oder von acht Kantonen verlangt wird. Das Referendumsbegehren ist dem Bundesrat innert einer Frist von 90 Tagen von der Veröffentlichung des Bundesgesetzes oder des allgemein verbindlichen Bundesbeschlusses an gerechnet durch schriftliche Eingabe einzureichen. Wird das Referendum nicht ergriffen, erwächst die Gesetzesvorlage mit der Annahme durch die Bundesversammlung und nach Ablauf der Referendumsfrist in Rechtskraft. Bis zu diesem Zeitpunkt bleibt die virtuelle normative Gesetzeskraft in der Schwebe. *(Fortsetzung folgt)*

Am Vorabend der Glarner Landsgemeinde

BWK. Die erste Glarner Landsgemeinde wurde 1387 abgehalten. Die Begründung des Freistaates Glarus mit den ersten geschaffenen Landessatzungen fiel damit zusammen. Schon damals hiess es, dass an der Landsgemeinde die «oberjährigen, ehrenhaften Landleute, d. h. alle Bürger des betreffenden Standes, die das vierzehnte, andernorts das sechzehnte Altersjahr vollendet hatten», teilnehmen dürften, wie wir bei Georg Thürer in «Unsere Landsgemeinden», Eugen-Rentsch-Verlag, Zürich, lesen. Kinder, Frauen und Niedergelassene hatten keine Stimmkraft, gleich denen, die durch Fahnenflucht, Meineid, Friedensbruch, Diebstahl, Ehebruch oder selbstverschuldete Auspfändung die bürgerliche Ehre eingebüsst hatten. Immer noch wird die Glarner Landsgemeinde im Ring abgehalten. Sie stellt als Versammlung aller stimmberechtigten Landesbewohner die souveräne Behörde des Kantons dar. Wir zitieren wieder Georg Thürer, wenn wir festlegen, dass sie «als Wahlbehörde den Regierungsrat und die kantonalen Gerichte, einige andere althergebrachte Landesämter und die Vertretung in den Ständerat bestellt. Als gesetzgebende Behörde ist sie in kantonalen Verfassungsfragen zuständig; sie beschliesst auch über Gesetzes- und Steuervorlagen des Kantons und genehmigt seine Jahresrechnung.»

Diese staatspolitische Institution, die nur knapp hundert Jahre jünger ist als der Bund der Eidgenossenschaft, ist es nun, die heuer über einen Antrag entscheiden wird, ob in Kirchen-, Schul- und Armenfragen in den Gemeinden das Frauenstimmrecht eingeführt und den Frauen das passive Wahlrecht im Waisenamt zugesprochen werden soll.

Man muss im Tal der Linth geboren worden und aufgewachsen sein und dieses Männer-Thing als Erlebnis in jeder Weise in sich aufgenommen haben, um zu begreifen, welche Macht der an der Landsgemeinde Männern allein zustehenden Entscheidung in landesgesetzlichen Belangen innewohnt. Man weiss dann aber auch, wieviel gefühlsmässig betonter Stolz, rasch und zutiefst verletzbare Empfindlichkeit und — seien wir ehrlich — seit grauen Vorahnenzeiten auch sich eingesenkte Liebe zu dieser nur noch in fünf eidgenössischen Ständen erhalten gebliebenen Ueberlieferung staatsmännischen Tagens die alljährlich am ersten Maiensonntag zur Landsgemeinde nach Glarus eilenden Bürger erfüllt. Sie brechen von Braunwalds Höhen auf, aus dem Tierfehd hinter Linthal, aus den Dörfern des Hinterlandes; mit der Sernftalbahn kommen sie scharenweise aus dem weltabgewandten Kleintal, zu Fuss oder motorisiert herunter vom Kerenzerberg; auch die von Niederurnen und der Ziegelbrücke, die Biltner fehlen nicht. Sentenbauern aus dem Klöntal, Landräte und Fabrikarbeiter von Sool und Schwändi, die Bürger des Flekkens Glarus selbst ... ihre im ganzen bis zu 8000 ... streben dem Ring auf dem Zaunplatz des festlich beflaggten Ortes zu, besorgt, einen guten, von der Herzmitte der Bühne mit dem Landammann, dem Ratsschreiber und den zu den Anträgen Stellung beziehenden Rednern nicht allzu entfernten Sitz- oder Stehplatz zu bekommen.

Vorgängig war jedem Bürger das Memorial, d. h. eine Zusammenfassung sämtlicher Anträge, die auch die Landesrechnung enthält, zum Studium zugestellt worden. Anträge können an der Landsgemeinde nicht nur verändert und dann angenommen, sondern auch zu nochmaliger Prüfung zurückgewiesen oder verworfen werden.

In seinem «Tornister»-Buch über die Landsgemeinde schildert Georg Thürer das vorherige Sichten der 10—18 Wochen vor der Landsgemeinde schriftlich einzureichenden Anträge, von denen unerhebliche beiseitegeschoben, gesetzlich aber dennoch vorgebracht werden können, worüber wir u. a. lesen: «Diese Anträge, welche vom ‚Verbot des lästigen Peitschenknallens' bis zur ‚Verbesserung des Menschengeschlechts im Kanton Glarus' reichen, stammen meistens von Weltverbesserern, die nicht selten auch auf die Tagung selber eine komische Figur machen, mitunter aber auch das Beispiel des Bürgermutes geben, dass auch einstweilen aussichtslose Gedanken, von deren Gerechtigkeit man überzeugt ist (z. B. das Frauenstimmrecht), im Ring der Tausende herangezogen werden sollen.» Das Buch erschien 1950.

Es ist ein erhebender Augenblick, wenn die Glokken der zweitürmigen Kirche zu läuten anheben und vom Rathaus her der Zug der Regierung mit Landammann und Landesstatthalter mit Schwert und Szepter voraus, die Ehrenkompagnie der 85er diesen beschliessend, sich zum Ring begibt. Die Bevölkerung steht Spalier. Der Landsgemeindemarsch ertönt. Spannung und Würde wohnen diesem Aufzug zum Thing der Männer inne, die nun, nachdem die Landsgemeinde für eröffnet erklärt wurde, den Schwur des alten Eides tun: «Wir geloben und schwören, die Verfassung und Gesetze des Bundes und des Kantons Glarus treu und wahr zu halten, des Vaterlandes Ehre, Einheit und Kraft, seine Unabhängigkeit, die Freiheit und Rechte seiner Bürger zu schützen und zu schirmen, so wahr als wir bitten, dass uns Gott helfe.»

Die Knaben im innersten Ring lernen diesen Schwur früh und prägen ihn sich ein. Den Mädchen aber, den künftigen Frauen und Müttern, den Bürgerinnen (Menschen wie die Männer, hatte einer der Landräte bei der Behandlung des erwähnten Antrags sie genannt) ist der Zutritt zum Ring verboten.

Als «die weitaus grösste der noch zur Lösung ausstehenden Staatsfragen» hatte Staatsrechtslehrer Prof. Carl Hilty vor vielen Jahren die Einführung des Frauenstimmrechts bezeichnet. Der viel zu früh verstorbene Bundesrat Dr. Markus Feldmann, glarnerischer Herkunft, war dafür, dass es eingeführt werde, und er hatte — nicht mehr durchzuführen — eine Prüfung der Einführungsmöglichkeit für Landsgemeindekantone geplant gehabt.

Ebenso fortschrittlich gesinnte, wie mutige Glarner haben gegen jeweilige starke Opposition Projekte der staatsmännischen und sozialen Grosszügigkeit verwirklicht, die heute noch dem kleinen Land zu hoher Ehre gereichen: Landammann Blumer durfte, nach mehrfachem Scheitern seines Antrags, an der Landsgemeinde des Jahres 1916 die Annahme der vorbildlichen kantonalen obligatorischen Alters- und Invalidenversicherung, für die er sich als weitdenkender Sozialpolitiker eingesetzt hatte, zur Kenntnis nehmen. Fridolin Schuler schuf das erste Fabrikgesetz. — Im Jahre 1900 verwarf die Landsgemeinde die vom selben, fast vier Jahrzehnte im Amt gestandenen Landammann Eduard Blumer vertretene Einführung des achten Schuljahres mit Macht, wie wir in Kaspar Freulers Biographie (Orell Füssli) über diesen bedeutenden Staatsmann lesen, und aus dem Ring soll ein Zwischenruf «Ihr möget wägemine rächt ha, aber hüt nützt's eifach nüt» erfolgt sein.

1928 wurde in Glarus im Beisein von Frau Dr. Annie Leuch ein Verein für Frauenbestrebungen gegründet, dessen Präsidentin die unvergessene Frau Dr. Frieda Gallati, Historikerin, war. Gewiss ist jener im Anfang erfreulich aktive Verein mit der Zeit wieder eingegangen, doch hat es sich vor und nach der Saffa 1958 bei mancher Gelegenheit und Begegnung gezeigt, wie viele den Fragen der Zeit offene, gescheite Glarnerinnen es gibt, die aus tiefster Ueberzeugung die Annahme des Frauenstimmrechts durch die Landsgemeinde befürworten und erwarten. Seit damals setzte die heutige Redaktorin des Frauenblattes sich für die Sache des Frauenstimmrechts ein. Sie hofft nun, dass am 7. Mai im Ring zu Glarus, wohin die Welt jetzt blickt, die Annahme des Antrags auf die Einführung des partiellen Frauenstimmrechts erfolgen möge. Als Glarnerin kann sie sich der Skepsis nicht erwehren. Sie kann nur — durch das Mittel dieser Worte, dieses von und für Frauen geschriebenen Blattes aufgeschlossener Schweizerinnen — an das Beste in den Glarner Bürgern, die zum Ja den starken Arm erheben oder ihn in Verneinung unbewegbar stillhalten können, appellieren. Werden sie, Magistrat und einfacher Mann, Gatte der im Geschäft mitarbeitenden Glarnerin, Vater erfolgreich berufstätiger Tochter, Bruder der in ihrem Wirkungsgebiet sich voll und ganz einsetzenden Schwester, Vorgesetzter oder Kollege so und so mancher im nicht geringen glarnerischen Industrie- und Wirtschaftsleben, auf dem Gebiet des Sozialen tätigen Sekretärin, Buchhalterin, Korrespondentin, Telephonistin, Arbeiterin, Hotelangestellten, Lehrerin, Kindergärtnerin, Krankenpflegerin, Fürsorgerin usw., sich der Forderung der Gerechtigkeit bewusst werden, die zu erfüllen nun die Stunde gekommen ist?

Wir, die wir zu diesem kleinen Land und seiner Struktur, auch der staatspolitischen, gehören, so lange schon, so weit wir auch entfernt von Glärnisch und Tödi unsere Lebensaufgabe gefunden haben, werden an diesem ersten Maiensonntag 1961 voll Hoffnung und Bangen den Verhandlungen folgen. Mit dem jahrzehntelang immer wieder neu vorgebrachten Anliegen der Gewährung des uns zu unserer Mündigkeit als Staatsbürgerinnen zukommenden Rechts sind wir der Einsicht, der Grosszügigkeit und nicht zuletzt dem zivilen Mut jedes einzelnen im Ring zu Glarus stehenden Mitbürgers ausgeliefert. Männer von Glarus, möchten wir unseren Appell beschliessen und uns dabei eines Wortes von Gottfried Keller bedienen: Erfüllt die Pflicht der Stunde, und ihr dreht das Rad der Welt!

Maria Waser über das Wesen der wahren Demokratie

Der Volksstaat geht auf ein Natürliches, tief Menschliches, auf das Leben selbst zurück; deshalb hat die Sage neben die drei Männer die Gestalt der Frau hingestellt, sie, die aus den Urstimmen des Lebendigen Weisung empfing. Deshalb auch hat jener Grosse, der tiefer als irgendwer das Wesen der wahren Demokratie erfasste, weil er sie aus der Genialität eines grossen Herzens, mit seherischem Geiste und als Schweizer begriff, deshalb hat Pestalozzi als Grundlage des lebendigen Volksstaates das Wirken der Mutter hingestellt, der natürlichen Bildnerin des jungen Lebens, die er in einer andern Frau Gertrud rein und überzeugend gestaltete. Denn wo es um das Leben, um die natürlichen, die menschlichen Dinge, wo es um Menschenwürde, Menschenfreiheit und Menschenliebe geht, dahin gehört die Frau. Sie, die das göttliche Leben in sich trug, es unter tausend Qualen aus sich heraus- und unter tausend Wonnen in die Sonne des Daseins stellte, sie, die weiss, wie es ist, wenn Leben entsteht, wächst, sich befreit, wie es ist, wenn das zarte Menschenknöspleln sich auftut, allseitig Licht erspähend, wie, wenn der ungestüme Lebensdrang den jungen Menschen in alle Weiten treibt, dass er sich ausbreiten will, rundum wie ein Baum auf Freiland, und die es dann schmerzvoll mitansehen muss, wie dieses herrliche, der Ganzheit zustrebende Menschengebilde draussen in den Maschinen der Gesellschaft — Beruf, Geschäft, Partei — einseitig wird, mehr und mehr vom Ganzmenschen zum Halbmenschen, zum Teilmenschen verkümmert — sie, die ihre heilige Aufgabe darin sieht, im Hause eine solche Atmosphäre zu schaffen, dass der draussen der Einseitigkeit verfallende Mann daheim immer wieder ein wenig aufblühen und sich zur natürlichen Ganzheit zurückfinden kann: sie muss sich naturgemäss für jene Staatsform einsetzen, deren höchstes Ziel es ist, die möglichst grosse Freiheit des Einzelmenschen mit dem Wohl der Gesamtheit in Einklang zu bringen. Und sie, der es am Herzen liegt, alle ihre Kinder, wie verschieden sie auch untereinander sein mögen, mit gleicher Liebe zu lieben und, unter Berücksichtigung der Eigenart eines jeden, jedem gerecht zu werden, sie muss für jene Staatsform sein, die Gleichberechtigung aller zum Prinzip erhebt.

Aus «Lebendiges Schweizertum» von Maria Waser. (Verlag Rascher, Zürich)

Eva Nadig †

In einem Altersheim in Zürich ist kurz vor Erreichung ihres neunzigsten Lebensjahres die Bündnerin Eva Nadig gestorben. Sie war die zweitjüngste Tochter des in Basel als Verwaltungssekretär amtierenden Bündner Advokaten J. J. Nadig, der im Alter von 45 Jahren noch in Heidelberg seine juristischen Studien mit dem Doktorexamen abschloss. Später bekleidete er in Chur verschiedene öffentliche Ämter. Als junges Mädchen weilte Eva Nadig oft bei ihrer in Davos lebenden Grossmutter, einer geistig regen Frau, die sie als externe Schülerin das Davoser «Institut» besuchen liess. Diese Bildungsstätte war gegründet worden von einer Hamburgerin, Marie Rittershausen, sowie deren Freundin, Anna Otten, welche diese auch leiteten. Frau Rittershausen hatte ihre fünf Kinder, fast alle in zartestem Alter, durch den Tod verloren, auch ihr Gatte wurde ihr, als sie 32 Jahre alt war, entrissen. Sie musste dann auch ihren früheren Besitz fast völlig preisgeben. Als sie in Davos von schwerem Lungenleiden Heilung fand, wurde ihr bewusst, wie sehr dort ein Heim für lungenkranke junge Mädchen fehlte. So wurde ihr die Gründung und Führung des erwähnten Instituts während den 16 Jahren ihres Davoser Aufenthaltes zu einem Anliegen des Herzens. In Aarau hat Eva Nadig, zum Teil gleichzeitig mit ihrer Schwester Clara (der späteren Frau Clara Ragaz-Nadig), das Lehrerinnenseminar besucht. Die älteste Schwester und eine Tante aus Davos besorgten den beiden Seminaristinnen den Haushalt. 1891 erwarb Eva Nadig das «Fähigkeitszeugnis für Bewerber und Bewerberinnen um Stellen an aargauischen Gemeindeschulen» und wirkte anschliessend während zwei Jahren an einer Mädchenschule in Oxford. Später nahm sie Stellvertretungen im Aargau und im Kanton Appenzell an. Nach Studien an den Universitäten von Lausanne und Zürich gelangte sie in den Besitz des Patents als Fachlehrer auf der Sekundarschulstufe für Französisch und Englisch. In Chur erteilte Fräulein Nadig dann an der Bündner Frauenschule Deutschunterricht. Eine volle Stelle konnte sie ihrer zarten Gesundheit wegen nicht annehmen. Immer fiel ihr auch ehrenamtliche soziale Arbeit zu. In ihrem Heim in Chur hat sie ihre Mutter, die älteste Schwester und die Davoser Tante in kranken Tagen bis zu deren Tod betreut.

Fräulein Eva Nadig half mit, den alkoholfreien Gasthof «Rätisches Volkshaus», dieses Churer Zentrum gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens, zu gründen (1901). Ebenso gehört sie zu den Gründerinnen der Sektion Chur des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, der sie über 10 Jahre lang als Präsidentin vorstand, wie sie auch von 1909 bis 1923 Präsidentin der Churer abstinenten Frauen war. Die Hauskommission des Mädchenheims «Casanna» erfreute sich ihrer Mitgliedschaft. An der Churer Hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule, die sie mitbegründet hatte, erteilte sie Unterricht in Lebenskunde. — Fräulein Dr. Christine Ragaz in Zürich, die Nichte der verehrten Verstorbenen, der wir auch die genaueren Daten dieses so reich ausgefüllten Lebens verdanken, liess uns wissen, dass dieser Dienst an der Jugend für Eva Nadig ein ganz besonderes Anliegen bedeutet hat, ebenso wie der sogenannte «Maitlahengart», wo sich junge Mädchen in ihrer Freizeit zu froher Geselligkeit zusammenfanden.

Es war Fräulein Nadig der Wegzug aus ihrer Heimatstadt Chur im Jahre 1943, als sie zu der Familie ihrer Schwester, Frau Prof. Clara Ragaz-Nadig, nach Zürich zog, sehr schwer geworden. Später lebte sie mit ihrer jüngsten Schwester Christine, die in Aegeri ein Erholungsheim besessen hatte, im gemeinsamen Haushalt in Adliswil und zuletzt in einem Altersheim in Zürich.

An der Landesausstellung 1914 war vom Heimatschutztheater ihr Stück «Der Ruef in d'Hauptstadt» aufgeführt worden.

Wir alle, die wir die Verstorbene in den Zeiten ihres immer froh getanen Wirkens in Bündens Hauptstadt gekannt haben, danken ihr für das beispiellose, im Dienst an den Nächsten gelebte Leben. Wir werden ihr ein treues Andenken bewahren.

bwk.

HYSPA 1961

Der Mensch im Zentrum

Bei der HYSPA, die am 18. Mai in Bern eröffnet werden und bis zum 17. Juli dauern wird, geht es um eine thematische, auf ideelle Ziele ausgerichtete Schau. Aufklärend und wegleitend, wird sie im Dienst der leiblichen und geistig-seelischen Volksgesundheit stehen und bei allem, was sie darstellt und aussagt, stets den Menschen in den Mittelpunkt rücken.

Die eine Abteilung der breitangelegten Schau, an der auch die Frauen als Sachbearbeiterinnen und Graphikerinnen grossen Anteil haben, wird

im Zeichen der Gesundheitspflege

stehen. Hier wird man auf wissenschaftlich fundierte, leichtfassliche und graphisch wirkungsvolle Weise Kernfragen der privaten und öffentlichen Gesundheitspflege darstellen, im Blick auf den gesunden und kranken, den verunfallten und behinderten Menschen. Um Fragen der Gesundheitspflege im täglichen Leben: in Familie und Schule, am Arbeitsplatz, auf den Gebieten des Wohnens, der Bekleidung, Ernährung und in bezug auf die verschiedenen Abschnitte menschlichen Lebens, vom Säuglingsbis zum Greisenalter, wird es dabei gehen. Und bedeutende Fortschritte im Bereich der medizinischen Forschung, des Verhütens, Erkennens und Behandelns von Krankheiten, der Unfallbekämpfung, der Gebrechlichenhilfe werden sich hier spiegeln — aber auch Schattenseiten unserer Zivilisation, bedenkliche Zeiterscheinungen wie etwa der Hang vieler heutiger Menschen zur Süchtigkeit. In objektiver und mutiger Art wird durch HYSPA-Sachbearbeiter auch zum Thema «Umwelteinflüsse und Gesundheit» Stellung genommen, zu den Problemen eines genügenden Strahlenschutzes, der Verunreinigung der Stadtluft und Gewässer, der Lärmbekämpfung — zu drängenden Fragen also, deren biologische Bedeutung weitherum noch viel zu wenig erkannt wird.

Turnen, Sport, Spiel ...

In der zweiten grossen Abteilung der HYSPA werden die Darstellungen um Geschichte und Formen des Sports und Turnens kreisen, um deren heutige Bedeutung als Erziehungsmittel, als Förderer der Volksgesundheit und des Gemeinschaftssinns, als Faktoren notwendigen Ausgleichs und sinnerfüllter Freizeit. Und es soll hier auch zum Ausdruck gebracht werden, dass es bei turnerischer und sportlicher Betätigung Mass zu halten und das Gebot der Fairnesse zu beachten gilt; dass jeder und jede die rechte innere Einstellung zu Turnen und Sport finden sollte, im Sinne der olympischen Idee. Und auch in künstlerischer Sicht wird sich hier die Sache des Sports und Turnens zeigen.

Turn- und Sportverbände — Frauen und Männer — werden auf dem Gelände der HYSPA ihre Wettkämpfe austragen. Und ein pittoresker Kletterberg, ein Skigleithang, Rasen und Schwimmbassin werden hier auch den Ausstellungsbesucher locken, sich bei Spiel und Sport zu tummeln.

Die Presse in der HYSPA zu Besuch

An einer ersten, vom Chef des HYSPA-Pressedienstes, Herbert Alboth (Bern), gut vorbereiteten Orientierung der Zeitungsleute gaben in Kurzreferaten der Berner Stadtpäsident Ed. Freimüller, Prof. Dr. A. von Muralt, Oberst Hirt und Architekt W. Schwaar Aufschluss über die Leitgedanken, den thematischen Aufbau und die kulturellen Ziele der Schau, ebenso über deren bauliche und graphische Gestaltung. Die imponierenden ersten Einblicke, die man dabei gewann, vertieften sich noch bei einem Rundgang durch die Ausstellung, in der die Schlussarbeiten in vollem Gange sind.

Die gut vierzig Hallen, welche die HYSPA umfassen wird, stehen im Rohbau bereits fertig da. Ein äusseres Wahrzeichen der Ausstellung wird ein hochragender Turm sein, gekrönt mit dem HYSPA-Signet — es will den Kreislauf des Lebens versinnbildlichen. Wasserspiele werden den Eingangshof der Ausstellung beleben und Gaststätten ihn umrahmen. In diesen soll vor allem auch das alkoholfreie Getränk zu Ehren kommen. Auch darin lässt die Planung der HYSPA eine klare Linie erkennen!

Zwischen den Hallen der Ausstellung, die im Nordosten der Bundesstadt weit um sich greift, dehnen sich spriessende Grünflächen aus, unterbrochen durch schöne Baumgruppen, zum Verweilen einladende Ruheplätze, da und dort schon üppig blühende Blumenpflanzungen. Und grosszügig gestaltete Turn- und Sportanlagen helfen mit, das Gesicht der Ausstellung zu prägen. Auf dem Gelände der HYSPA wird ein Schienenbähnchen dem Publikum als Beförderungsmittel dienen. Und man wird die Ausstellung auch vom Bärengraben aus, in einer Kabinenbahn durch die Luft schwebend, erreichen können.

Vorträge, Filmvorführungen, Demonstrationen werden das, was in der Ausstellung gezeigt und ausgesagt wird, ergänzen und untermauern. Und man wird sich an der HYSPA, die das volle Interesse gerade auch der Frauen beanspruchen darf, einer neuartigen, betont volkstümlich gehaltenen Führung anvertrauen können; diese geht mit Hilfe einer ausgeklügelten Apparatur drahtlos vor sich und wird es dem HYSPA-Besucher leicht machen, Gehalt und Sinn der Ausstellung zu erfassen.

Gerda Stocker-Meyer

Im Rahmen der Europa-Wochen 1961

Die wirtschaftliche Spaltung Europas und die Frauen

Im Rahmen der Wirtschaftskommission der europäischen Frauenunion wurde den Vertreterinnen verschiedener Länder des Gemeinsamen Marktes und der Freihandelszone die Gelegenheit gegeben, sich über die ernste Frage der Spaltung Europas in zwei Blöcke auszusprechen.

Die Diskussion zeigte, dass die kleinen Länder, seien sie bei den «Sechs» oder bei den «Sieben», viel positiver zu einer raschen Verständigung stehen als die grossen, bei welchen Prestige-Fragen noch nicht ganz überwunden werden. Auch sehen die kleinen Länder viel besser die Gefahren der massiven Konzentrationen und Zentralisationen, die die Folge einer europäischen Union wären, die nicht auf einer föderalistischen Basis vorgehen würde. Gerade in den kleinen Ländern sind die Produktionsbetriebe meistens kleine oder mittlere Unternehmen. In der Schweiz sind ungefähr 99 Prozent davon Betriebe, die weniger als 100 Personen beschäftigen. Für solche Unternehmen ist eine Anpassung an neue Verhältnisse nicht so leicht wie für Betriebe, die nicht nur im eigenen Lande über viele Möglichkeiten verfügen, sondern auch im Ausland anpassungsfähig sind (Massenfabrikation, Massenverteilung, Investitionen in neuen Ländern usw.). Es ist wichtig, dass die Integration Europas nicht eine Desintegration innerhalb der verschiedenen Partner zur Folge hat, die nicht nur die wirtschaftliche Struktur, sondern auch die soziale und politische ganz verändern würde. Ein starkes, vereinigtes Europa kann nur lebensfähig sein, wenn die verschiedenen Staaten ihre eigenen Kräfte aufrechterhalten. Darum sind die kleinen Länder, wenn sie noch so überzeugt sind, dass so rasch wie möglich eine Europäische Union entstehen soll, gegen eine übersturzte Lösung.

In der Wirtschaftskommission der europäischen Frauenunion wurde festgestellt, dass die Frauen beider Wirtschaftsgruppen eine rasche Ueberbrückung der jetzigen Spaltung begrüssen. Es kommt vielleicht davon, dass die Frauen weniger rein wirtschaftlich denken und dass sie den Kontakt mehr von Familie zu Familie fühlen anstatt von Parlament zu Parlament. Sie würden es bedauern, wenn sich die heutige Trennung Europas noch stärker kristallisieren sollte. Dies könnte der Fall sein, wenn, anstatt eine Zusammenarbeit zu suchen, sich die beiden Teile diskriminieren und bekämpfen. Denn dieser wirtschaftliche Kampf würde sich bis zum Konsumenten auswirken, weil die Reklame und alle Informationen zur Verteidigung des einen oder des anderen Blockes ausgenützt würden. Wie könnte man dann, zur gleichen Zeit, die psychologische Bereitschaft zum neuen Europa im Publikum erwecken?

Heute sind leider beide europäische Partner in derselben Lage wie zwei Kinder, die sich nach einem Streit versöhnen sollen, aber von denen keines dem anderen sein Spielzeug leihen will. Viele Leute sind in der Theorie ganz mit der Vereinigung Europas einverstanden. Sobald es aber darangeht, Opfer zu bringen, möchte man sie lieber dem Nachbarn aufladen. Es wurde leider in der Wirtschaft zwischen den Ländern als Handelspartner viel Unerfreuliches getan, so dass noch viel Misstrauen besteht. Es ist heute eine dringende Arbeit aller Organisationen, die auf die öffentliche Meinung Einfluss haben, sich positiv in den Dienst eines vereinigten Europas zu stellen.

Es soll das nicht heissen, dass man dadurch die schweizerischen Standpunkte vergessen soll. Im Gegenteil: man muss den Weg finden, dass die Schweiz, ohne ihre Eigenart zu verlieren, positiv mitmachen kann. Es wird nicht leicht sein und es ist deshalb gerade wichtig, dass die Frauen bewusst mitmachen, sei es als Konsumentinnen, die in ernsten Zeiten unsere Wirtschaft unterstützen können, sei es als Mütter und Erzieherinnen, die letzten Endes die neue europäische Generation beeinflussen.

Es ist deshalb begreiflich, dass die Vertreterinnen der verschiedenen Länder der EFTA und der EWG im Rahmen der Wirtschaftskommission der europäischen Frauenunion einer gemeinsamen Resolution zustimmten, die die Dringlichkeit eines Brückenschlages unterstreicht und die grosse Bedeutung der psychologischen Faktoren zur öffentlichen Meinungsbildung eines Europagedankens betont.

Erica Carrard

Politisches und anderes

Frankreich am Rande des Bürgerkrieges

Seit Samstag, als in Algier die vier Generäle Challe, Salan, Jouhaud und Zeller die Macht an sich gerissen haben, befindet sich Frankreich am Rande des Bürgerkrieges. Am Sonntag wandte sich General de Gaulle in einer Radio- und Fernseh-Rede an die französische Nation. Er wies darauf hin, dass das Unternehmen in Algerien nur zu einer nationalen Katastrophe führen könne. De Gaulle gab bekannt, er übernehme auf Grund von Artikel 16 der Verfassung die Vollmachten, die ihm im Notfall zur Wahrung der republikanischen Institutionen, der Unabhängigkeit der Nation und der Integrität des Territoriums zustehen. Es wurden Massnahmen getroffen gegen eventuelle Angriffe der Putschisten auf Frankreich, besonders auf Paris. Zur Niederschlagung der Revolte hat Präsident de Gaulle eine Wirtschaftsblockade gegen Algerien angeordnet. — Die Regierung hat aus Deutschland Truppen, darunter Panzereinheiten, nach Paris zurückberufen, um gegen jedes Unternehmen der aufrührerischen Elemente gewappnet zu sein. De Gaulle wurden zahlreiche Loyalitäts- und Solidaritätskundgebungen zum Ausdruck gebracht. — Bei Redaktionsschluss erreicht uns die Nachricht, dass der Militärputsch in Algerien gescheitert ist. Die vier Generäle haben Algier in unbekannter Richtung verlassen. General Challe soll sich General de Gaulle zur Verfügung stellen.

Neue Regierung in Belgien

Der designierte belgische Premierminister, Théo Lefèvre, gab heute die Zusammensetzung der neuen christlichsozialen-sozialistischen Regierung bekannt. Dem neuen Kabinett gehören 11 Christlichsoziale und 9 Sozialisten an. Lefèvres Stellvertreter und Aussenminister sowie Minister für afrikanische Angelegenheiten ist der Sozialist Paul Henri Spaak.

Abschluss der 15. Session der UNO-Generalversammlung

Die 15. Session der Generalversammlung der Vereinigten Nationen ist am Samstag mit der Annahme einer Reihe von Resolutionen zu Ende gegangen. Die Kuba-Frage wurde mit der Verabschiedung des argentinischen Entschliessungs-Entwurfes entledigt. Dieser forderte alle Mitglieder der Organisation der amerikanischen Staaten auf, ihren Beistand für eine friedliche Lösung des Kubaproblemes zu leisten und der UNO vor Jahresende Bericht über die dazu ergriffenen Massnahmen zu erstatten. Es wurde auch einstimmig ein sowjet-amerikanischer Resolutionsentwurf angenommen, nach dem die Prüfung des Abrüstungsproblems auf die nächste Generalversammlung verschoben wird. Auch die weiteren Fragen wie Ungarn, Tibet, wirtschaftliche Entwicklung in Afrika wurden auf die nächste Session vertagt. Sie wird am 20. September beginnen.

Einberufung der Laos-Konferenz nach Genf

Grossbritannien und die Sowjetunion haben am Dienstag die beiden kämpfenden Parteien in Laos formell aufgefordert, das Feuer einzustellen. Gleichzeitig fordern sie auch die indische Regierung formell auf, die Ueberwachungskommission über Laos, die aus Vertretern Indiens, Polens und Kanadas zusammengesetzt ist, nach Neu-Delhi einzuberufen. Ferner laden die beiden Mächte zu einer Aussenminister-Konferenz von 14 Mächten ein, die am 12. Mai in Genf beginnen soll. In einer britischen Ankündigung heisst es, die geplante 14-Mächte-Konferenz über Laos könne nur stattfinden, wenn sich der Waffenstillstand als wirksam erwiesen habe.

Kennedy zum Zusammenbruch der Invasion auf Kuba

Zur Invasion auf Kuba, die im Feuer von Panzern, Artillerie und Düsenjäger sowjetischer Herkunft zusammengebrochen ist, betont das Weisse Haus, dass Präsident Kennedy die volle Verantwortung für alle amerikanischen Schritte im Zusammenhang mit dieser Invasion übernehme. In Kreisen der Regierungsbeamten wird auch nicht verhehlt, dass sowohl die kubanischen Emigranten, als auch die Amerikaner einen bedeutenden Fehler gemacht haben. Sie haben auf eine wesentliche Unterstützung der Invasion von seiten des kubanischen Volkes gezählt und gleichzeitig den Umfang und die Wirkung der Waffenlieferung des Sowjetblocks unterschätzt. Angesichts des Fehlens eines wirklichen Widerhalls im Volke, werde die Möglichkeit eines direkten Eingreifens der Vereinigten Staaten in Kuba nicht als opportun betrachtet.

Der neue NATO-Generalsekretär

Der 64jährige ehemalige niederländische Aussenminister Dr. Dirks U. Stikker ist in einer besonderen Sitzung des Ständigen NATO-Rates in Paris einstimmig zum neuen Generalsekretär der 15 Länder umfassenden Nordatlantischen Allianz gewählt worden.

Abgeschlossen, Dienstag, 25. April 1961 *cf*

Von einer Studienreise in Indien

Die Unesco gewährt im Rahmen ihres Hauptprojektes für ein besseres Verständnis zwischen Orient und Okzident u. a. Reisestipendien. Dank eines solchen Stipendiums war es mir möglich, im letzten Winter während 3 Monaten Indien zu besuchen. Ich habe — geführt von den offiziellen Stellen in Indien — vor allem Institutionen der Erwachsenenbildung, aber auch Heime und einige Schulen besucht.

Was den Westeuropäer in Indien vom ersten Moment an zutiefst beeindruckt und bestürzt, das ist die für uns unfassbare Armut und Hilflosigkeit eines bedeutenden Teils der Bevölkerung. Ueberall in den Städten trifft man ungezählte lumpig gekleidete und schlecht ernährte Menschen, gross und klein. Die Bettler sind für den Europäer, der allein durch die Strassen geht, oft eine wahre Plage. Sie sehen meist erschreckend aus und sind öfters invalid. Nachts trifft man Menschen, die am Strassenrand, auf einem Platz oder im Schutz eines Hauses am Boden zusammengerollt die Nacht verbringen. Neben imposanten Gebäuden kann man elende Hütten finden, das Heim einer Familie. Die grossen Städte haben ihre Slums.

Ich habe in Calcutta ein Slumgebiet besucht, wo ca. 1500 Personen auf kleinem Platz zusammenwohnen, lange Reihen von kleinen Hütten, eines an das andere gereiht, mit schmalen Wegen zwischen den Reihen. In einem kleinen Raum zusammengedrängt muss eine Familie mit mehreren Kindern wohnen, sozusagen ohne Habe. Sanitarische Einrichtungen sind keine vorhanden. Hie und da hat es eine Fassung von sauberem Wasser für einen ganzen Kreis von Familien. Besonders schlimm muss es da in der Regenzeit sein, wenn der Boden in und ausser den Hütten ganz aufgeweicht ist. Es wurde mir von meinen indischen Freunden gesagt, dass hier viele Männer kaum mehr als 15 Rupien im Monat verdienen.

Aber auch die bessern Arbeiter in der Stadt verdienen meist weniger als 100 Rupien, höchstens etwa 125 Rupien im Monat. Ihre Wohnungen, ausserhalb der eigentlichen Slums, sind für unsere Begriffe äusserst primitiv und eng.

In der öffentlichen Verwaltung beträgt der Mindestlohn pro Monat ebenfalls bloss 60 Rupien. Aber die höchsten Gehälter können bis 5000 Rupien im Monat gehen, ein Unterschied zwischen Mindest- und Höchstlohn, den man in Westeuropa, jedenfalls in der Schweiz, bei weitem nicht findet.

Die Mittelklasse (einkommensmässig gesehen), die heute in Westeuropa recht bedeutend geworden ist, scheint in Indien sehr gering zu sein.

In den Städten ist ein übergrosser Teil der Bevölkerung im Handel beschäftigt. Die so malerischen Bazars, ganze Strassenzüge lang, nehmen kein Ende. Daneben hat es noch die zahlreichen und nicht minder malerischen eigentlichen Strassenverkäufer.

Gegen 80 Prozent der indischen Bevölkerung lebt auf dem Land, vorwiegend in der Landwirtschaft beschäftigt. Sie leben zum grössten Teil in einfachsten Lehmhüttchen, die sie selber erstellen können. Das Einkommen der landwirtschaftlichen Bevölkerung soll nach einer kürzlich durchgeführten Erhebung im Durchschnitt pro Kopf und Monat 25 Rupien ausmachen, der Eigenverbrauch mitberechnet. Wahrscheinlich ist das eher zu viel gesagt. Im Umkreis von Sriniketan in Westbengal, wo seit bald 40 Jahren an der Verbesserung der Lage der Bevölkerung gearbeitet worden ist, wurde jedenfalls vor kurzem ein Einkommen von bloss 17 Rupien ermittelt. Die Landbevölkerung ernährt sich sehr einseitig von Reis oder einer andern Getreideart und etwas Früchten. Die Milch der wenigen magern Kühe wird häufig verkauft, um etwas Bargeld zu erhalten. Das Land wird in der Regel noch mit den primitivsten Methoden bearbeitet, mühsam und wenig ertragreich.

Welches sind die Ursachen dieser grossen Armut und Not der Massen Indiens?

Es scheint, dass während langer Zeit nichts für die Massen getan worden ist, so dass sie auf einem weit zurückliegenden Niveau stehen geblieben sind. Schätzungsweise 83 Prozent der erwachsenen Bevölkerung Indiens sind heute noch Analphabeten; sie haben nichts anderes lernen können als die hergebrachten, primitiven Arbeitsmethoden; ihr Horizont ist beschränkt auf das Sicht- und Hörbare, sie sind nicht in der Lage, sich weiter zu entwickeln. Infolge der schlechten Ernährung ist ihre körperliche und geistige Leistungsfähigkeit reduziert. Die ärztliche Betreuung ist für diese Massen völlig ungenügend, auf dem Land oft überhaupt nicht erreichbar. Infolge der monatelangen Trockenheit ist der Ertrag der Landwirtschaft gering; die Bewässerung ist noch ganz unzureichend entwickelt. Zudem ist der Landbesitz des durchschnittlichen Bauern lächerlich klein, 2 bis 3 Jucharten (acres). Die Bauern sind daher oft nur während der Hälfte des Jahres richtig beschäftigt. Zusätzlichen Verdienst zu finden ist unmöglich. Auch in den Städten ist die Arbeitslosigkeit gross; sie wurde mir mit etwa 10 Prozent angegeben. Dazu dürften noch viel mehr ungenügend Beschäftigte kommen. Der Westeuropäer ist bestürzt von der Verschwendung an Arbeitskraft, die überall sichtbar ist. Seit Erlangung der Unabhängigkeit im Jahre 1948 hat Indien grosse Anstrengungen gemacht, um die Lage der Massen zu verbessern. Für das ganze Land ist ein Programm für die Grundschulung der Analphabeten (social education) in die Wege geleitet worden. Es soll den erwachsenen Analphabeten diejenige Lebenskunde vermitteln, die ihnen hilft, ihre tägliche Existenz zu verbessern und zu erhellen. Es wird vor allem Hygiene, Säuglingspflege, bessere Ernährung, rationellere Arbeitsmethoden, Handfertigkeit, Bürgerkunde und Volkskunst unterrichtet. Nach Möglichkeit wird auch Unterricht in Lesen und Schreiben erteilt. Wenn man jedoch bedenkt, dass noch über 80 Prozent der Erwachsenen Analphabeten sind und dass Indien etwa eine halbe Million Dörfer hat, dann kann man leicht ermessen, wie ungeheuer diese Aufgabe ist. Es bedarf auch besonders geschulter Kräfte, die es verstehen, den Zugang und das Vertrauen der Erwachsenen zu finden. Bauliche Einrichtungen, Demonstrations- und Lehrmaterial muss entwickelt und beschafft werden.

Ich habe eine Reihe solcher Schulungszentren besucht und das Geschick und die Hingabe bewundert, mit denen da gearbeitet wird. Wenn einmal das Interesse der Analphabeten geweckt ist, dann machen sie mit rührendem Eifer mit. Aber was bis jetzt, innerhalb von etwa 10 Jahren getan werden konnte, ist nicht viel mehr als ein Tropfen auf einen heissen Stein. Infolge der starken Zunahme der Bevölkerung dürfte heute die absolute Zahl der Analphabeten noch ungefähr gleich gross sein wie vor 10 Jahren.

Das Problem wird endgültig nur gelöst werden können durch die Einführung der obligatorischen und kostenfreien Schulpflicht für alle Kinder. Zur Zeit besuchen etwa 80 Prozent der Knaben und 40 Prozent der Mädchen die Schule. Das Obligatorium soll in den nächsten fünf Jahren eingeführt werden. Aber auch das erheischt so gewaltige Mittel und zusätzliche Lehrer, dass die Durchführung noch längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte.

Gleichzeitig mit der Grundschulung ist ein Programm für die Landentwicklung angenommen wor-

Die Frau in der Kunst

ebs – verpflichtendes Zeichen für Theaterkritik

Das Theater verzaubert auch heute noch die Menschen. Viele sind nicht nur begeisterte Zuschauer, sondern wollen durch Lektüre Ihr Erlebnis vertiefen. Theaterkritiken tragen dabei Wesentliches zum Verständnis und zur Meinungsbildung bei. Es gibt nicht eben viele Kritiker, die sich dieser Verantwortung bewusst sind und zudem auch nach unzähligen Aufführungen sich ihre ursprüngliche Freude und eine unvoreingenommene Haltung bewahrt haben. Zu diesen Ausnahmen gehört ohne Zweifel Frau Prof. Dr. Elisabeth Brock-Sulzer, die seit Jahren die Schauspielhaus-Kritiken für die zürcherische Tageszeitung «Die Tat» schreibt. Neben den gescheiten und präzisen Formulierungen, die Wissen und intensive Auseinandersetzung mit dem Stoff verraten, dürfte wohl vor allem auch die erstaunliche Unmittelbarkeit, mit der Frau Brock an jede Theateraufführung herangeht, den Leser fesseln. Eine Erklärung, dass ihre Kritiken keine Abhandlungen, sondern lebendige Aeusserungen sind, die unverhofft neue Einblicke gewähren, liegt vielleicht in den Worten, die sie ihrem Buch «Theater — Kritik aus Liebe» vorangestellt hat: «Dieses Buch ist nur zufällig das Buch eines Theaterkritikers. Es möchte das Buch eines blossen Zuschauers, eines blossen Zuhörers sein. Das Buch eines Nachdenkenden, eines sich Erinnernden.» Das Bedürfnis zu verstehen und die Fülle der Eindrücke durch klärende Ueberlegung zu bewältigen, ist charakteristisch für Frau Brocks Denken. So ist es auch ihr erstes Anliegen in dem kürzlich erschienenen Buch über den Schweizer Dramatiker Friedrich Dürrenmatt, klärend über dessen Werk zu sprechen. In dieser Arbeit lassen sich noch zwei weitere Merkmale ihres Schaffens ablesen: Sie hat eine durchaus kämpferische, angriffige Seite und liebt es, sich für etwas oder für jemanden einzusetzen; Widerstand, wo sie Substanz und echte Fülle vermutet, packt und fordert sie heraus. Zudem hat sie die seltene Begabung, vom Schönen und Reinen eines Dichters wirklich angesprochen zu werden und es dort aufzuzeigen, wo viele vorbeisehen.

All das Gesagte ist nicht mehr als ein Versuch, Reiz und Eigenart von Frau Brocks schriftlichen und mündlichen Aussagen zu umschreiben; diese gültig zu bestimmen, ist ein schwieriges Unterfangen. Arnold Kübler, der von ihr hoch Verehrte und nicht bloss in geographischer Hinsicht nah Verwandte, hat einmal ein Chanson gedichtet, in welchem er den etwas ruppigen, knurrigen Deutschschweizer mittels eines «je ne sais quoi» vor den Augen des Publikums in einen beschwingt-heiteren Mann verwandelt. Ein solches «je ne sais quoi» geistert auch durch Frau Brocks Aussagen. Ohne Zweifel ist dies mit ein Grund dafür, dass sie einen so schönen Widerhall gefunden hat auf ihre Radiovorträge über «Den europäischen Roman im 19. Jahrhundert» oder die Sendung «Lebendige Vergangenheit», in welcher sie Texte, die verschiedene Schauspieler auf Platten gesprochen hatten, vorlegte und kommentierte. Uebrigens kennzeichnen diese beiden Reihen ihre Tätigkeit vortrefflich: vielseitig, in der Tradition und im europäischen Kulturgut wurzelnd, jedoch mit Ernst und Neugierde dem Neuen zugewandt, kennt sie die etwas bornierten Grenzen allzu eifriger Spezialisten nicht. «Selbstdarstellungen im Wort» heisst die neuste Sendereihe, die sie eben vorbereitet. Auch dieser Titel ist nicht von ungefähr, steht doch das Menschliche stets im Mittelpunkt. Was wiederum nicht ausschliesst, dass Frau Brock viel Sinn für das rein Aesthetische, Formale und sogar Preziöse hat (dieses allerdings in der weiten Bedeutung, die etwa Giraudoux ihm gab). Mag sein, dass gerade auch diese Fähigkeit, Preziöses richtig zu erfassen, ihr das Studium der Romanistik in einem tieferen Sinne ermöglichte, ist sie doch ihrem Wesen nach durchaus deutschschweizerisch und der deutschen Kultur zutiefst verpflichtet. Dass sie sich dieser Gegensätze selbst klar bewusst ist, zeigt übrigens einer ihrer besten Aufsätze «Von der schwierigen und notwendigen Liebe zu Frankreich». Und eine verborgene Spannung lässt sich wohl auch darin erkennen, dass Frau Dr. Brock ihre Dissertation über Balzac und ein Buch über Dürrenmatt, die sich an Phantasie, Fabulierlust und Lebensfülle nicht unähnlich sind, geschrieben hat, während ihre unmittelbare Zuneigung einem Giraudoux gehört,

ihre Verehrung einem Karl Kraus und ihre besondere Liebe Stendhal.

Fachwissen und nie abgestumpfte Anteilnahme am Stoff, Intelligenz und ein bei allen Spannungen einheitliches, sensibles Wesen kommen in glücklicher Verbindung zur wohl schönsten Entfaltung, wenn Frau Brock die Eigenart eines Dichters an dessen Werk herausarbeitet. Die Textinterpretation ist vielleicht ihre stärkste Begabung, und manch eine ehemalige Schülerin der Töchterschule, wo Frau Brock Französisch und Latein unterrichtet, erinnert sich lange nach der Matur an eine Stunde, an eine Arbeitsgemeinschaft zurück, um dank dem damals Gehörten, das sich mit solidem Werkzeug vergleichen lässt, den Zugang zu einem Kunstwerk zu finden. Es gehört sicher zum schwersten, im Schüler die Fähigkeit zum Urteilen auszubilden. Frau Brock vermag solches, vielleicht nicht zuletzt darum, weil sie selbst Sinn für das auch in geistigen Dingen handwerklich sauber Gearbeitete hat und über das in Worten schwer fassbare Wissen um die richtigen Verhältnisse hat.

Die keineswegs nebensächliche Bedeutung der manuellen Arbeit wie auch das sichere Gefühl für das Gesunde, Echte lassen sich vielleicht am besten erfassen bei einem Rundgang durch Frau Brocks Garten, den sie mit ebenso viel Hingabe wie Fachkenntnis pflegt. Hier darf, ja muss auf ihre Kindheit hingewiesen werden, vor allem auf ihr Geburtsdorf Elgg, wo sie auf dem Bauernhof der Grossmutter die ersten Lebensjahre und später alle Ferien verbracht hat. Aus jener Zeit stammen ihre landwirtschaftlichen Kenntnisse und jener ausgeprägte Sinn für das Ursprüngliche. Für wen einmal Wiesen und Wälder gleichsam Familienglieder waren, wer im Stall neben Kuh und Kälblein gesessen hat und mit dem Pferd zum Brunnen gegangen ist, der wird dieses besondere Verhältnis zu den Dingen und Wesen nie mehr ganz verlieren. Obwohl Frau Brock seit vielen Jahren in Zürich wohnt — allerdings auf der Höhe, wo sich noch heute zuweilen die Füchse Gutnacht sagen — betrachtet sie die Grosstadt von aussen. Sie pflegt auch im Kleinen das winterthurerische Erbe und sagt etwa beharrlich «nid» statt des stadtzürcherischen «nöd». Sie kennt Winterthur mit seinen Gassen und Torwegen dank vieler Gänge mit dem Vater — der übrigens eine Arbeit über das Kloster Töss geschrieben hat — und sie erlebt bewusst die sich daraus ergebende Spannung zum grosstädtischen Zürich. Gegendruck, Spannung — diesen ist Elisabeth Brock nie ausgewichen, ja hat sie oft gesucht, hat sich ihnen ausgesetzt und sie geistig verarbeitet. Dass sie diese auch menschlich zu bewältigen und in einer Einheit zu sammeln verstand, ist ein Geheimnis, an das niemand zu rühren hat, das höchstens geahnt werden darf — vielleicht in einem Blumenstrauss von ihrer Hand.

Vera Rüegger

Am vergangenen Samstag hat PD Dr. Elsy Leuzinger an der Universität Zürich ihre Antrittsvorlesung «Ausdruckswille und Abstraktion der westafrikanischen Plastik» gehalten, ein mit Lichtbildern belegter, gehaltvoller und auch in Sprache und Wiedergabe hervorragender Vortrag, zu dem wir der sympathischen Gelehrten herzlich gratulieren. w.

Der Kunstverein Olten stellt vom 22. April bis 14. Mai 1961 im Atel-Gebäude aus. Gemälde: Marguerite Frey-Surbek, Bern, Victor Surbek, Bern, Violette Diserens, Echandens/Lausanne, Emilio Bonny, Echandens/Lausanne.

Vor der Ordination der ersten norwegischen Theologin

Regierung bewilligt Antrag von Frau Bjerkas

Zum ersten Male hat jetzt in Norwegen eine Frau die Bewilligung der Regierung erhalten, zur Pastorin der lutherischen Nationalkirche ordiniert zu werden. Die Kandidatin, die 59jährige Ingrid Bjerkas, soll nach ihrer Ordination die Gemeinde von Berg und Torsken in dem nördlichen Bezirk von Tromsö betreuen. Der zuständige Bischof von Nord-Halogaland, Dr. Alf Wiig, hat bereits versichert, dass er jede Frau im Pastorenamt willkommen heissen werde.

Nach der Ansicht von sechs anderen Bischöfen ist mit dem Beschluss der Regierung jedoch der Konflikt zwischen Kirche und Staat unvermeidlich geworden. In einer Erklärung, der sich auch der Primas der Kirche von Norwegen, Bischof Johannes Smomo (Oslo) angeschlossen hat, lehnen die Bischöfe die Zulassung von Frauen zum Pfarramt aus «Gewissensgründen» ab und prophezeien, dass kirchliche Not und Zwietracht ihre unvermeidlichen Begleiterscheinungen sein würden.

Frau Bjerkas hatte sich im vergangenen Jahr vergeblich bemüht, eine von fünf unbetreuten Pfarrstellen in der Diözese von Hamar zu erhalten. Der Bischof von Hamar, Dr. Christian Schjelderup, hatte bereits seine Zustimmung zur Ordination von Frauen gegeben. «Nach dem norwegischen Gesetz», so hatte er erklärt, «haben Frauen und Männer gleichermassen das Recht, sich um einen Pfarrersposten zu bewerben. Wenn man an den gegenwärtigen Pfarrermangel in unserer Kirche denkt, gibt es genügend Grund zur Dankbarkeit, dass eine Theologin ihren Dienst für ein Amt anbietet, um das sich kein Mann beworben hat. Die Frau hat als Pastorin einen natürlichen Platz in unserer Kirche und meiner Ansicht nach wird sie auch imstande sein, dieser Kirche neue Kraft zu geben.»

Die norwegische Gesetzgebung gestattet die Ordination von Frauen bereits seit 20 Jahren unter der Voraussetzung, dass der zuständige Gemeinderat seine Zustimmung gibt. In Schweden und Dänemark wurden in jüngster Zeit die ersten Frauen ordiniert, doch dauert auch dort die Kontroverse um diese Frage unvermindert an. öpd

Aus: «Die evangelische Schweizer Frau.»

Diplomierungsfeier in der Schule für soziale Arbeit

In diesem Frühjahr haben wiederum über zwei Dutzend junge Absolventen der Schule für soziale Arbeit in Zürich nach zweijähriger Ausbildungszeit für eines der schönsten und verantwortungsvollsten Berufsgebiete ihr Diplom erhalten. Die Diplomierungsfeier für die 25 nun in die Praxis tretenden Schülerinnen und zwei Schüler des zu Ende gegangenen Ausbildungskurses für Fürsorgestellen und Sozialsekretariate fand am 27. März im blumengeschmückten Saal des schönen Heimes der Schule im Rietbergpark statt. Sie war zugleich die Abschiedsfeier für die nach 27jähriger aufopfernder Tätigkeit zurücktretende bisherige Schulleiterin, Dr. Margrit Schlatter, deren Nachfolge nun Rektor Dr. A. W. Stahel übernommen hat. Nachdem der Schülerinnenchor, begleitet von einem kleinen Instrumentalensemble, die Veranstaltung mit dem Vortrag von J. S. Bachs Chor «Gesegnete Christen» aus der Kantate Nr. 184 stimmungsvoll eröffnet hatte, sprach zuerst namens des Vorstandes Dr. Walter Asol, der Vorsteher des Jugendamtes Basel-Stadt, zu den Absolventinnen und Absolventen sowie den zahlreich erschienenen Gästen von dem Gefühl der Freude und Verantwortung, das die jungen, nun am Uebergang ins Berufsleben stehenden Menschen erfülle. Zur Freude über die glücklich beendete Lehrzeit geselle sich das Bewusstsein, nun eine verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen, die zu den schwersten aber auch den notwendigsten menschlichen Verpflichtungen gehört. Die Jahre des Studiums haben den Sozialarbeitern das Rüstzeug geschenkt; die Schüler haben in einer Verbindung von Theorie und Praxis Einsicht ins Leben erhalten und zugleich im gemeinsamen Streben zu ein und demselben Ziel die Beglückung durch eine schöne Kameradschaftlichkeit erfahren dürfen. Den an diesem Tag Diplomierten, von den die meisten bereits Anstellungen gefunden haben, legte der Redner ans Herz, nun in der Anwendung des Gelernten auch die ideelle Zielsetzung eines Berufes nicht zu vergessen, der Menschen helfen und Menschen zu sinnvoller Erfüllung des Daseins führen will. Sozialarbeiter dürfen weder in unsachlicher Sentimentalität noch in einem missverstandenen Helferwillen, der dass Mass der eigenen Möglichkeiten überschätzt, ihre Kräfte erschöpfen; sie dürfen ebensowenig sich überheblich anmassen, andere Menschen zu richten. Sie müssen den Nächsten stets als gleichberechtigte Persönlichkeit achten, immer auf den menschlichen Gehalt, nicht aber auf die oft täuschende äussere Gestalt sehen. Wahrheit und Geradlinigkeit in Gesinnung und Tat allein ebnen den Weg zum notwendigen Vertrauen der Mitmenschen, bilden die feste Grundlage jedes fruchtbaren Wirkens.

Und dann sprach, sichtlich bewegt, die scheidende Schulleiterin zu den Anwesenden. Sie dankte dem Vorstand und ihren engen Mitarbeitern für eine langjährige, vertrauensvolle und kollegiale Zusammenarbeit, dankte den Angehörigen und Freunden der Schüler dafür, dass sie während der zweijährigen Ausbildungszeit getreulich Anteil an den Interessen der jungen Menschen genommen und ihnen oft unter nicht geringen Opfern die Berufslehre ermöglicht haben. Und sie nahm Abschied von ihrer jüngsten und letzten Klasse, die sie in dieser Stunde insbesondere auf die Schönheiten und Vorzüge des sozialen Berufes hinwies. Wenn dieser Beruf als einer der schwierigsten gilt, so bringt er doch auch manche und besondere Befriedigungen und Beglückungen. Rückschauend auf die Erfahrungen ihres eigenen langjährigen Wirkens hob Dr. Margrit Schlatter vor allem die zahlreichen Möglichkeiten wertvoller menschlicher Kontakte hervor, die sich dem Sozialarbeiter bieten. «Wenn man warmes, echtes Interesse am Menschen hat, so wird jeder Mensch in seiner Eigenart zum Erlebnis.» Es ist etwas Kostbares, in einem gleichgesinnten Team auf ein gemeinsames Ziel hin zu arbeiten, wie es auf dem sozialen Berufsgebiet so häufig der Fall ist; nicht allein zu stehen, sondern zu der Gemeinschaft derer zu gehören, die helfen dürfen. Der Sozialarbeiter wird auch, indem er sich immer wieder mit den Problemen von Leid und Schuld auseinanderzusetzen hat, in besonderem Masse mit der Frage nach dem Sinn des Lebens konfrontiert. Das führt ihn folgerichtig zu den Quellen der Kraft, die er, sei es im Glauben, sei es in der Ethik oder einer ihn stützenden Weltanschauung findet. Die Rednerin wies auch darauf hin, dass auch, wenn man heute nicht mehr von der «Pionierzeit» der Sozialarbeit rede, die jungen Generationen noch genug Pionierarbeit zu leisten hätten, zeigt doch jede, noch so gut ausgebaute Fürsorgeeinrichtung noch immer Lücken und weitere Entwicklungsmöglichkeiten.

Danach überreichte Fräulein Dr. Schlatter zum letztenmal ihren Schülerinnen und Schülern die Diplome, und dann gab der neue Rektor Dr. A. W. Stahel ihnen seinerseits die besten Wünsche für ihren weiteren Berufs- und Lebensweg mit. Insbesondere legte er ihnen ans Herz, in ihrer Arbeit nicht etwa eine überlegen-belehrende Einstellung gegenüber den Mitmenschen einzunehmen, sondern sich stets bewusst zu bleiben, dass es gelte, in der Beziehung zu ihnen — auch zu den Mitarbeitern — «Casework» im besten Sinn zu leisten. Sodann würdigte er in warmer Anerkennung die Verdienste seiner Vorgängerin Dr. Margrit Schlatter, deren Persönlichkeit und Leistung bestimmt ist durch die menschliche Geradheit und verständnisvolle Güte, mit der sie während nahezu drei Jahrzehnten auf ihrem Posten ein Beispiel vorbildlicher Pflichterfüllung gegeben hat. Die Schule für soziale Arbeit hat dieser Frau, die in tiefer persönlicher Bescheidenheit ihre beste Kraft dem Werk widmete, hinter dem sie selbst zurücktrat, weitgehend ihre Entwicklung und Förderung zu einem im Inland und Ausland gleichermassen geschätzten fortschrittlichen Ausbildungsinstitut für Sozialarbeiter zu verdanken. Und die heutige Leitung wie die Mitarbeiter hoffen aufrichtig, dass die nun zurückgetretene Rektorin ihnen auch weiterhin eine Stütze bei ihrer Arbeit bleiben möge.

Zwischen den Ansprachen erfreuten drei Instrumentalistinnen die Anwesenden mit der Wiedergabe einer Triosonate von J. Loillet, und die Schülerinnenchor schloss die Abschiedsfeier jugendlich-frisch mit einem Frühlingslied. M. N.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55. Tel. (051) 35 30 65
wenn keine Antwort (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin:
Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

---

den. Da gegen 80 Prozent der indischen Bevölkerung auf dem Lande lebt, hängt jeder entscheidende Fortschritt Indiens von der Hebung der Landbevölkerung ab. Das ist nur möglich durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion. Nun werden Fachleute für alle Zweige der Landwirtschaft ausgebildet und auf dem Land für die Beratung und Schulung der Bauern eingesetzt. Es werden einfache Werkzeuge und Maschinen entwickelt und propagiert. Doch auch dieses Programm erheischt nicht nur enorme Mittel, sondern ebensosehr Zeit. Denn die Umstellung von jahrhundertealten Gewohnheiten zu Neuem kann nicht von heute auf morgen bewirkt werden.

Das Grundproblem der indischen Landwirtschaft, wie mir scheint, kann zudem durch die Verbesserung der Arbeitsmethoden allein nicht gelöst werden, so unerlässlich diese auch ist. Auf einem Bauerngütlein von zwei bis drei Jucharten (acres) wird eine Familie auch bei Anwendung der modernsten Methoden nie ein ausreichendes Einkommen erreichen können. Ein Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung sollte daher in andern Erwerbszweigen Beschäftigung und Verdienst finden, d. h. Gewerbe und Industrie müssen entwickelt werden.

Auf diesem Gebiet werden ebenfalls grosse Anstrengungen gemacht. Man versucht, das hergebrachte wertvolle Handwerk wieder zu beleben und weiter zu entwickeln. Auf dem Lande wird das Spinnen und Weben sehr gefördert, um die Bevölkerung nach Möglichkeit selbsttragend zu machen. Von der Regierung werden Industrien aufgebaut und betrieben und die private Unternehmung gefördert. Bis jetzt sind aber die Industrien stark in den Städten konzentriert worden, wohl vor allem mit Rücksicht auf die Transportmöglichkeiten. Dem Grossteil der Bevölkerung Indiens ist damit nicht geholfen, und die Städte schwellen in ungesunder Weise noch mehr an. Die bisherige Industrialisierung hat nicht einmal in den Städten das Arbeitslosenproblem zu lindern, geschweige denn zu lösen vermocht. Da müssten noch weit gewaltigere Kapitalien zur Verfügung stehen. Was ebenfalls fehlt, ist eine beruflich geschulte Arbeiterschaft.

Wohl sind besonders seit der Unabhängigkeit des Landes eine Reihe sozialer Einrichtungen geschaffen worden, um der ärgsten Not zu steuern. Doch diese Einrichtungen konzentrieren sich fast ausschliesslich auf die Städte, und auch hier sind sie bei weitem unzureichend. Darum müssen die Bettler weiter betteln, die Obdachlosen weiter im Freien schlafen und die Slumbewohner resignieren.

Die heute noch weitgehend passiven Massen Indiens erwachen aber langsam und werden sich ihrer Armut und Hilflosigkeit bewusst. Wenn ihre Lage nicht rechtzeitig verbessert werden kann, dann sind die Gefahren unabsehbar. Der demokratische Weg, den Indien bisher eingeschlagen hat, ist dann bedroht, denn er ist der beschwerlichere und langsamere Weg.

Indien, wie wohl alle Entwicklungsländer, hat massive Hilfe von aussen, von den «reichen» Ländern nötig, um seine überwältigenden Probleme rechtzeitig, in demokratischer und echt menschlicher Weise lösen zu können. Dass gerade Indien diese Hilfe vom Westen erhält, scheint mir besonders bedeutungsvoll. Denn Indien nimmt in Asien eine gewisse Führerstellung ein. Von seiner weitern Entwicklung wird auch diejenige der übrigen asiatischen Länder beeinflusst. Indien besitzt zudem ein kostbares altes Kulturgut und geistige Reserven, die für die übrige Welt und für den Westen im besondern eine äusserst wertvolle Bereicherung darstellen. Sorgen wir dafür, dass sie uns nicht verlorengehen. bo

Die vier Jahreszeiten – im Briger Schloss erlebt

Erst noch wehte ein lustiger Schneesturm um mein kleines Häuschen, ich habe ihm einen Gruss mitgegeben nach Brig, wohin er vielleicht in seinem Uebermut eilte. Meine Gedanken aber waren auch nicht mehr zu halten, sie flohen zurück in jene Zeiten, da ich noch im Schloss wohnte und so gerne den Winterstürmen zugehört habe.

Nicht ein Wintersturm, nein, ganze Heerscharen von Windsbräuten scheinen mit ihren Trabanten, mit Gefolge und Fanfaren um das Schloss zu rasen. «Der Gratzug» ist gekommen, jener Zug der Abgestorbenen, den man in kalten Winternächten über die Gletscher kommen hört. Mit einem Mal hat der Wind eine oder mehrere Dachplatten heruntergeholt, sie fallen klirrend zu Boden. Dann reisst und reisst er weiter an einem Fensterladen auf der Westseite, ich höre, wie sich dieser wehrt, wie er sich seufzend an die Mauer hält, wie er um sein Leben zittert. Doch es nützt ihm nichts; mit ungeheurer Wucht hat ihn der Wind erfasst, und nun zerschellt er unten im engen «Gässi». Gut, dass die Briger um diese Zeit schlafen und nicht auf der Gasse stehn.

So, scheint mir, benehmen sich die Winde auf den Meeren und im Wallis. Nie hörte ich sie anderswo ähnlich toben.

Es gibt aber auch stille Wintertage, stille Winternächte um das Schloss. Man meint die Schneeflocken fallen zu hören, doch sie gleiten lautlos zwischen Sternen herab.

*

Langsam hat der Winter seine Sachen zusammengepackt und den Frühling gerufen, damit dieser sich um der Erde Kleid kümmere.

Lange, lange bevor die ersten Glockentöne aus der Klosterkirche erklingen, hat schon das Vogelgezwitscher den ersten Frühlingstag verkündet. Es beginnt mit einem Sichrufen, tönt weiter in einem Sichansingen, endet in einem Sichfinden. Die Melodien verebben in dem leisen Gezwitscher, das wohl der Auftakt zu jener Häuslichkeit ist, dem sich die Vogelpaare fortan widmen werden.

Als ich zum hohen Fenster trete, stürzen sich Hunderte von Rauchschwalben jubilierend aus den morschen Mauern, wo sie jedes Jahr ihre Nester finden. Lange kann ich ihnen zuschauen. wie sie hin und her fliegen, wie klug sie genau in die Höhe «ihrer» Nester segeln.

Der Garten steht in herrlicher Blütenpracht. Das erinnert mich wieder an jenen Tag — da ich wohl gelebt, den ich aber nicht erlebt habe —, als meine junge schöne Mutter am Geburtstag meines Vaters an einer Embolie jäh starb. Man hat sie mit Kirschblüten zugedeckt; ihre Schwester hat von allem, was blühte, etwas in die Hauskapelle getragen, die letzte Huldigung des Gartens an die tote Schlossfrau. Sechs Kinder hatten ihre Mutter verloren.

*

Dem Frühling ist schon der Sommer entgegengekommen. Er erscheint im Wallis, ohne lange zu antichambrieren, er weiss, dass man von ihm viel erwartet, dass er Hunderte von Alpenwiesen mit sättigendem Gras bewachsen lassen soll. Um das Schloss herum hat der Lärm der Motorfahrzeuge die Stille verschluckt. In der engen Simplonstrasse werden die hupenden, rasselnden, pfeifenden, quietschenden Töne von Mauer zu Mauer getragen: die schweren Fahrzeuge erschüttern die Grundmauern des Schlosses. Brig ist zu einer modernen Verkehrs-

Produzent und Konsument*

Von Dr. Hulda Autenrieth-Gander, Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale, Zürich.

Als Frau gestatte ich mir, das Thema vor allem vom Standpunkt des Konsumenten aus anzupacken und stelle deshalb an den Anfang meiner Ausführungen die Frage: Was erwarten und verlangen wir als Konsumenten von der Produktion und dem im Titel nicht genannten, aber wichtigen Dritten im Bund, dem Handel, der Warenverteilung?

Wir erwarten ein im Umfang, Auswahl, Qualität genügendes Angebot an jenen tausenderlei Waren und Dienstleistungen, die wir zur Befriedigung unserer Bedürfnisse als zivilisierte Menschen benötigen oder zu benötigen vermeinen. Die Skala dieser Bedürfnisse ist unendlich reich und farbig, sie reicht von der täglichen frischen Milch in unserem Kesseli über die Wohnung bis zum Symphoniekonzert, vom billigen Küchengeschirr bis zum wissenschaftlichen Buch, vom Orientteppich bis zum Radioprogramm. Die angebotene Ware soll möglichst genau unsern Bedürfnissen oder den Vorstellungen, die wir uns davon machen, entsprechen; darüber hinaus aber muss sie, damit sie für uns aus dem Bereich der Wunschträume herausritt und zur Realität wird, erschwinglich sein, sich in unser Budget einpassen.

Kaufen ist Macht

Ein bekannter Slogan verkündet: Kaufen ist Macht. Und wirklich: Wo der Konsument seine Kaufkraft hinlenkt, blüht die Wirtschaft, wo er sein Kaufinteresse verliert, krankt das wirtschaftliche Leben. Kein Wunder; von der kleinen Schweiz allein spricht man von 900 000 Hausfrauen, die der Wirtschaft jährlich etwa 12 Milliarden Franken zuführen, mit ihren täglichen Einkäufen rund 30 Millionen Franken in Umlauf setzen.

Nun aber die Frage: Ist sich der Konsument seiner wirtschaftlichen Macht bewusst und setzt er sie in der Richtung seiner Interessen ein? Mit Recht wird allgemein der Konsument als schlafender Riese bezeichnet, der, ohne es zu merken, mehr gelenkt wird als gestaltend eingreift und oft der eher dumme Dritte im Spiele ist, der seinen eigenen Vorteil nicht oder nur schlecht zu wahren weiss.

Nicht nur der Reihe, sondern auch dem Range nach ist er heute übrigens nicht der Dritte, sondern erst der Vierte im Spiele, nachdem der moderne Staat zum Wirtschaftsstaat geworden ist und sich immer mehr als machtvoller Partner ins Wirtschaftsleben einschaltet.

Passivität der Konsumenten?

Wo liegt der Grund für die allgemein feststellbare Passivität der Konsumenten? Weitaus der grösste Teil der Konsumenten ist auch Produzent, hat irgend etwas anzubieten, Ware, Arbeitskraft, Dienstleistungen. Als solcher wehrt er sich sehr energisch für seine Interessen, seinen Lohn, seinen Gewinn. Er schliesst sich mit seinesgleichen zusammen, organisiert sich in Verbänden, strebt nach Kartellierung, nach Monopolisierung der Wirtschaft in seinem Wirkungsbereich und sichert sich nach Möglichkeit Arbeit und Einkommen. Diese Einflussnahme beschränkt sich nicht etwa auf den privatwirtschaftlichen Bereich. Immer mehr erstreckt sie sich ins staatliche Leben hinein: Die Macht der Wirtschaftsverbände als Problem unseres heutigen Staates wird weit herum zwar erkannt; doch will sich an diesem heissen Brei niemand den Mund verbrennen. Ich verweise in diesem Zusammenhang nur auf den Bericht von alt Bundesrat Rubattel zuhanden des Bundesrates über die Beziehungen zwischen Bund und Wirtschaftsverbänden.

Der gleiche Mensch, der als Produzent sich sehr energisch zu wehren weiss, vernachlässigt weitgehend seine andere Seite als wirtschaftender Mensch: als Konsument schimpft er zwar, wenn er durch die Wirtschaftspolitik des Staates, durch Preisabreden der Wirtschaftsverbände zu Aufpreisen gezwungen wird. Er schimpft über die Teuerung, und er schimpft, wenn er durch geschickte Propaganda zu Käufen veranlasst wurde, die seinen Bedürfnissen nicht oder nur schlecht entsprechen. Bis er sich aber darauf besinnt, seine Wirtschaftsmacht zur Förderung seiner Interessen einzusetzen, braucht es sehr viel.

Wohl fehlt es nicht an Organisationen, die für sich Anspruch darauf erheben, die Konsumentenvertreter zu sein. Die Verdienste der älteren und neueren Konsumgenossenschaften der Schweiz, deren Mitglieder in die Hunderttausende gehen, insbesondere auf dem Gebiet der rationellen Warenvermittlung, sollen voll anerkannt werden. Dadurch aber, dass diese Wirtschaftsorganisationen im Laufe der Zeit in grossem Ausmass selber zu Warenproduzenten geworden sind und darüber hinaus noch parteipolitischen Interessen Rechnung tragen müssen, wird es für sie zusehends schwieriger, sich eindeutig zu den Konsumenteninteressen zu bekennen. In ähnlicher Lage sind die Gewerkschaften, die sich in erster Linie für höhere Löhne und verbesserte Arbeitsbedingungen für ihre Mitglieder einsetzen müssen und die Konsumenteninteressen in den zweiten Rang verweisen oder ihnen sogar entgegenhandeln müssen.

Reaktionen der Oeffentlichkeit

Immerhin — wir stellen dies mit Genugtuung fest —, ist der Schlaf des Riesen nicht mehr so riesentief. Im Ausland — ich erinnere nur an Amerika, Kanada, England, auch Frankreich und Belgien — ist er bereits erwacht und nimmt sich seiner Geschäfte an. Und auch bei uns hat er sich — allerdings noch sehr schlaftrunken — verschiedentlich zu einer Bewegung aufgerafft. Ich erinnere nur an die Milchsanierung, die seinerzeitigen Milch- und Fleischstreiks, an die Proteste über unangemessene Zoll- und Gebührenbelastung wichtiger Lebensmittel an der Grenze, an die Postulate zur Senkung der Produktionskosten in der Landwirtschaft und ähnliches mehr.

Erstaunlich starke Reaktionen der Oeffentlichkeit auf diese ersten schweizerischen Versuche zur Geltendmachung der Konsumenteninteressen ermutigen zu weiteren Schritten in dieser Richtung. So haben sich im Herbst 1954 eine Reihe von Arbeitnehmerverbänden und Frauenorganisationen zur Aktionsgemeinschaft für Konsumentenschutz zusammengeschlossen, eine politisch neutrale, wirtschaftlich unabhängige Arbeitsgemeinschaft, die sich zum Ziele gesetzt hat, den Konsumenteninteressen mehr Nachachtung zu verschaffen und die Konsumenten auf wichtige, sie besonders betreffende wirtschaftliche Probleme aufmerksam zu machen. Dieser ersten Aktionsgemeinschaft folgte 1955 die Gründung eines eidgenössischen Aktionskomitees gegen die Teuerung, die heutige Aktionsgemeinschaft der Arbeitnehmer und Konsumenten, deren Hauptträger der Schweizerische Gewerkschaftsbund und der Verband schweizerischer Konsumvereine sind. In Bern besteht eine dritte Studiengruppe für Konsumentenfragen, die mit ihrem Pressedienst die Oeffentlichkeit auf wichtige Konsumentenprobleme aufmerksam macht.

Entwicklung der Konsumenteninteressen

In drei Richtungen muss sich die Arbeit für die Konsumenteninteressen entwickeln:

I. Der Wirtschaft gegenüber wird unter anderem angestrebt:

1. Ausbau des Informationsdienstes: Wie in andern Ländern, so sollten auch bei uns Presse und Radio für ein zuverlässige und genügende Aufklärung über die Marktlage zur Verfügung stehen. Besonders dringend ist diese Forderung auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Produkte.

2. Möglichst genaue Warenbezeichnung: Der Käufer sollte mehr als bisher über Zusammensetzung und den zweckmässigsten Gebrauch einer Ware orientiert werden. Bei Textilien zum Beispiel sollten Waschanleitungen beigegeben werden. In der Kleider- und Wäschefabrikation sollten allgemein gültige Normierungen festgelegt werden usw.

3. Sachliche, wahrheitsgemässe Propaganda: Die Propaganda sollte mehr zu ihrem ursprünglichen Zweck zurückkehren, eine Ware bekanntzumachen und nicht, sie dem Käufer aufzuschwatzen. Fachleute der Propaganda behaupten, dass sich sachliche Propaganda heute eher bezahlt mache als übertriebene.

4. Eindämmung des Zugabewesens: Im Zwischen- und Detailhandel hat das Zugabewesen zum Teil einen Grad erreicht, der nicht anders als krankhaft bezeichnet werden kann. Auch hier laufen übrigens die Interessen der Konsumenten mit jenen der Wirtschaft parallel. Bereits 1929 ist aus Wirtschaftskreisen ein Verband zur Bekämpfung der Auswüchse im Zugabewesen gebildet worden. Indessen hat bis heute die Suppenindustrie als einziger Wirtschaftszweig eine Vereinbarung über den Verzicht auf Zugaben zu ihren Produkten zustandegebracht. In Frauenkreisen ist man besonders empfindlich Zugaben gegenüber, die bereits die Kinder zu gewinnen suchen.

5. Förderung von Einrichtungen, die der Beratung des Konsumenten, aber auch der sachlichen Abklärung seiner Bedürfnisse dienen. Hiezu gehören: das Schweizerische Hauswirtschaftsinstitut, Budget- und Aussteuerberatungen, die Abklärung der Wohnbedürfnisse für die verschiedenen Lebensverhältnisse der Menschen usw.

6. Wichtigstes Begehren der Konsumenten an die Wirtschaft ist zweifellos ein möglichst freies Spiel der Konkurrenz. Preisabreden auf irgend einer Stufe der Produktion und Verteilung müssen, wenn es sich um Uebergewinne handelt, das Endprodukt verteuern und vom Konsumenten bezahlt werden.

II. Unsere Wünsche an den Staat.

Die Konsumenteninteressen sind zweifellos die allgemeinsten, kommen also ihrem Sinn und ihrer Bedeutung nach dem Allgemeinwohl sehr nahe. Diesen Interessen sollte der Staat mehr als bisher Rechnung tragen durch seine Zollpolitik, durch Anstrengungen zur Erhaltung einer grösstmöglichen freien Konkurrenz in der Wirtschaft, durch eine ausgewogenere Landwirtschaftspolitik, durch Beizug einer genügenden Vertretung der Konsumenten in Form von unabhängigen Fachexperten und Vertretern jener von der Konjunktur nicht begünstigten Kreise der Nur-Konsumenten. In den Fachkommissionen des Bundes figurieren bis jetzt als Konsumentenvertreter die Gewerkschaften, die Konsumgenossenschaften und jeweils eine bis zwei Frauen.

Noch viel bleibt zu tun in der Aufklärung der Konsumenten. Der Konsument muss immer mehr lernen, der Lawine von Warenangeboten jeder Art gegenüber den klaren Kopf zu behalten und der Suggestivkraft der Propaganda einen eigenen klaren Willen entgegenzusetzen. Und — was vielleicht noch schwieriger ist — er sollte lernen, die eigenen Bedürfnisse mit kritischem Blick zu prüfen und zu werten.

Zusammenfassung

Zusammenfassend möchte ich feststellen, dass, richtig gesehen, die Interessen von Produzent und Konsument nicht einander entgegengerichtet sind, sondern parallellaufen. Gesamtwirtschaftlich betrachtet sind unüberlegte, unzweckmässige Einkäufe des Konsumenten Fehlinvestitionen, eine Verschleuderung der Kaufkraft und eine Minderung des Volksvermögens. Eine vernünftige Preispolitik des Staates wie der einzelnen Wirtschaftszweige sind ein wichtiger Faktor in der Erhaltung der politischen Stabilität des Landes. Ein reichliches, preiswertes Angebot der Konsumgüter schafft Zufriedenheit und wirkt überzeugender als patriotische Reden auf einen leeren Magen.

Vom Einzelnen aus gesehen lässt sich feststellen, dass der gutbediente, zufriedene Konsument dem Produkt und dem Detaillisten die Treue wahrt und an seinem Ort mithilft, Goodwill zu schaffen, der auf die Dauer und insbesondere Konjunkturschwankungen gegenüber mehr Sicherheit verleiht als die raffinierteste Propaganda.

Zusammenarbeit, Partnerschaft ist, wie auf anderen Lebensgebieten, so auch im Bereich der Wirtschaft die Losung der Zukunft. Wie im Ausland, so bahnt sie sich auch bei uns bereits an. Ich denke beispielsweise an die (allerdings noch bescheidene) Unterstützung, die das schweizerische Hauswirtschaftsinstitut, diese von Frauen gegründete Prüfstelle für Waren der verschiedensten Art, durch die Wirtschaft erfährt. Ich erwähne hier das Forum der Konsumenten, das die Aida in Lausanne international zusammenrief. Auf diesen und ähnlichen Wegen weiterzuschreiten, ist verheissungsvoll und möglich.

Von seiten der Produktion und des Konsums her muss der offene Sinn dafür gefördert werden, dass aus einer leistungsfähigen Wirtschaft nur dann das Höchstmass an Volkswohlfahrt zu gewinnen ist, wenn die Wirtschaft nicht nur verdienen, sondern auch dienen will und der Konsument instand gesetzt wird, im Zaubergarten des heutigen Warenangebots den richtigen Weg zu finden.

* Lunchvortrag, gehalten im Efficiency-Club für Wirtschaftspraxis, Zürich.

Schweizer Vollmilchpulver für Thailand

(pd.) Die unlängst abgeschlossene «Milchspende» des Zentralverbandes schweizerischer Milchproduzenten, des Lebensmittelhandels und der Milchhändler an die UNICEF (Kinderhilfswerk der UNO), hat den Betrag von über 1,9 Millionen Franken ergeben. Dieses erfreuliche Sammelergebnis verdoppelt die vom Bundesrat zu Lasten der Milchrechnung beschlossene jährliche Spende an die internationalen Hilfswerke. — Inzwischen sind die ersten 200 000 Pfund Schweizer Vollmilchpulver an ihrem Bestimmungsort eingetroffen. Unser Bild zeigt den schweizerischen Geschäftsträger in Thailand, Hansjakob Kaufmann, mit einem Vertreter des thailändischen Gesundheitsministeriums, beim Löschen der Sendung in Klong-Toey.

Schweizerischer Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege, Sektion Zürich

Am 9. April 1961 fand im alkoholfreien Restaurant «Karl der Grosse» die Hauptversammlung der Sektion Zürich des «Schweizerischen Verbandes für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege» statt. — Nach der herzlichen Begrüssung aller anwesenden Ehrenmitglieder, Gäste und Mitglieder durch die Präsidentin, Schwester Ruth Eppler, wurde das Protokoll der letztjährigen Hauptversammlung genehmigt und anschliessend der Jahresbericht verlesen. Aus diesem ging sehr eindrücklich hervor, wie gross die Nachfrage nach gut ausgebildeten Wochen-, Säuglings- und Kinderschwestern stets ist.

Die Angaben des Stellenvermittlungsbüros weisen denn auch 1272 Stellenangebote und nur 380 Vermittlungen auf.

Als Folge der allgemeinen Teuerung musste der Jahresbeitrag für 1962 von 30 Fr. auf 33 Fr. erhöht werden.

Anlass zu reger Diskussion gab der Antrag des Kassenvorstandes der Versicherungskasse des Verbandes, auf Heraufsetzung des Rentenbezugsalters vom 57. auf das 60. Altersjahr, und in diesem Zusammenhang, der Wunsch einiger Mitglieder nach Ueberprüfung der Versicherungskasse durch eine neutrale Stelle. Der geschäftliche Teil schloss mit einem geselligen Zusammensein. *Sr. V. K. u. J. O.*

Frauengewerbeverband von Burgdorf und Umgebung

Er gab sich am 15. April Rechenschaft über seine Jahrestätigkeit, aus der die gediegene Modeschau vom März als eine von grossem Erfolg gekrönte Unternehmung herausragt. Während des Berichtsjahres erschöpfte sich die Vereinstätigkeit im Besuch und in der Veranstaltung von Kursen und Vorträgen, die dem nie abreissenden Bedürfnis des Schritthaltens mit der wandelbaren Mode dienen. Der vorbildliche solidarische Geist wird von allen Mitgliedern und ganz besonders von der Präsidentin, Fräulein Brand, Oberburg, gepflegt. Bei den verwandten Männerverbänden, dem Handwerker- und Gewerbeverein Burgdorf und dem kantonalen Gewerbeverband steht der Verband in hohem Ansehen, und mit der Gewerbeschule verbinden ihn unterrichtende Mitglieder. — Der Nachwuchs hat sich in diesem Frühling in erfreulicher Zahl eingestellt, und die Meisterinnen hatten wieder einmal die Möglichkeit der Auswahl. Denn nicht jedes Mädchen, das «gerne näht» und nach der Meinung der Mutter zur Schneiderin besonderes Talent hat, eignet sich ohne weiteres für für diesen Beruf, der heute ein gutes Urteilsvermögen, Zeichentalent, einen guten Geschmack und eine flinke Hand verlangt. Die klar blickende Berufsberaterin Frau Utz leistete dem Verband bei der Auswahl grosse Dienste. -t-

---

ader geworden, die den «Verkehrsandrang» kaum bewältigen kann.

In dieser Zeit tönen von der Strasse herauf die Idiome der meisten Länder der Welt, in dieser Zeit wird es in den Gängen des Schlosses lebhaft. Menschenschlangen bilden sich am Eingang zum Hof. Nachts erstrahlt dieser in einem Lichtkleid, wie es in Tausendundeiner Nacht beschrieben ist. Manchmal spielt die Stadtmusik in den Säulengängen oder «Iphigenie» hat als Tempel sich den Hof gewählt. Die Sonne spielt kokett ihre Rolle, aber auch der Wind hat schon manchmal dem Redner das Blatt entrissen oder einer Sängerin in die Locken gegriffen.

*

Die vier Jahreszeiten im Schloss! Jede gehört zu den Erlebnissen der Jugend, führte sie herbei, liess sie unvergesslich in der Erinnerung. Nimmst du dir wieder einmal den Rachen voll, schöner Wasserspeier, der du mir immer so neugierig ins Zimmer geguckt hast? Denn heute abend schneit es hier wie dort. Aber lange währt auch wieder diese Zeit nicht, dann läuft dir neuerdings das Wasser im Maul zusammen, der Frühling naht, der bunte Tanz der Jahreszeiten umspielt aufs neue das Schloss zu Brig.

Mathilde v. Stockalper.

Frau Lucia*

Aber die Mutter sprach nicht zu Ende. Sie sah uns ganz gerührt an und sagte:

«Jawohl, ich muss nach Castelletto gehen. Aber wie kann ich meine Kinder allein lassen, Maria und Josef, gerade jetzt, wo auch der Mann fort ist?»

«Aber Mutter!» erwiderte ich, «was glaubst du? Ich verstehe mich auf alles. Ich weiss, wie man die Minestra macht; auch die Röstkartoffeln und den Salat ... Die Polenta macht der Birgum. Dass wir die Betten machen, die Pia und ich, das ist nicht das erstemal ... Und auch die beiden Bösewichte da» (fügte ich hinzu und blickte auf Momo und Memo), «du wirst sehen, wie sie parieren!»

Auf dem bekümmerten Gesicht der Mutter zeigte sich ein Lächeln. Dann sagte sie:

«Nein, nein, ich will euch keineswegs ganz allein hier lassen, arme Kinder, und euch das Haus aufbürden. Ich bin bei der Frau Lucia gewesen, die eine tüchtige und verständige Frau ist und uns aufrichtig wohl will, ganz aufrichtig. Gleich kommt sie her und ich sage ihr alles, was da zu tun ist, ihr verspricht mir, ihr zu gehorchen und ich kann mit ruhigem Herzen gehen.»

Sie fuhr fort, als der Schatten des Hauses den Hof schon fast ganz bedeckte.

Die Frau Lucia war mir bisher immer und in allem lieb und recht gewesen, von ihrer Büchse voll Backwerk bis zu den Spalieren ihres Gartens. Hilfsbereit und nachsichtig gegen uns, scharf gegen die andern, tüchtig für sich ... Aber die Menschen sind wie die Landschaften: man muss sie ein bisschen von weitem betrachten können. Aus der Nähe, will sagen: von dem Augenblick an, da sie begann, unsere Mutter zu vertreten, hörte die Frau Lucia auf, mir so tadellos zu erscheinen.

Sie war einer der Menschen, die sich auf alles verstehen, die ein Mittel für jedes Uebel und einen Rat, der gleich zum Befehl wird, für alle Fälle wissen. Sie fand etwas zu tadeln an der Art, wie der Birgum beim Melken der Kuh den Eimer hielt; sie lehrte die Katze die richtige Art, die Mäuse zu fangen, und die Bohnen, wie man es macht, sich um eine Stange zu ringeln ... Sie lehrte die zwei Kleinen die Kunst, aus kleinen Zweigen und Moos ein Häuschen zu bauen, die Pia die wahre Methode, den Faden um den rechten Finger gewickelt zu halten, wenn man Strümpfe strickt, und mich hundert weitere Dinge, die ich ganz gut wusste oder die zu lernen mir gar nicht wichtig war ... Sie nahm Anstoss daran, wenn die Gläser im Schrank keine gerade Reihe bildeten, wenn sich jemand ein Stück Brot ein wenig schräg abgeschnitten hatte und wenn wir beim Aufsagen unserer Nachtgebete vor lauter Schlaf ein Wort oder zwei verschluckten.

Ihre Reinlichkeitssucht kam mir vor allem lästig und lächerlich vor, wenigstens am Anfang. Ich erinnere mich nicht, die unermüdliche Frau während der ganzen Zeit, die sie in unserem Hause zubrachte, jemals gesehen zu haben ohne Besen oder Staubtuch in der Hand. Und es war noch erträglich, wenn sie sich begnügte, nur die Möbel oder Wände abzustauben! Sie erhob den Anspruch, ihre ruhlosen Finger auch an unseren Kleidern und an uns selbst zu betätigen und uns mehrmals am Tag das Kratzen ihrer Bürsten, die Kälte ihrer Wasserstrahlen, die Arglist ihrer Kämme fühlen zu lassen.

Den beiden Schlingeln glückte es fast immer, ihren Händen zu entwischen, fort waren sie wie der Wind; sie erschienen auch nicht wieder vor der Essenszeit. Das Schwesterchen dagegen liess sich abreiben, säubern, glätten mit einer Hingebung, die zur Ueberzeugung zu werden drohte. Auch ich fügte mich, wenn auch zornig und verdrossen, denn diese eiskalten, dünnen Finger, in meinen Hemdkragen oder den Aermel hinauffahrend, liessen mich schaudern. Aber mich durch Flucht in Sicherheit zu bringen, daran dachte ich nicht einmal. Nie noch war ich so erfüllt gewesen vom Bewusstsein des eigenen Hauses wie damals; und da ich diese fremde Einmischung gewähren lassen musste, beobachtete ich sie auf Schritt und Tritt und verzichtete, um sie nur noch besser zu überwachen, auf ein wenig von meiner vollen Freiheit.

Dazu war es recht notwendig, der fürchterlichen Frau zu helfen bei dem Vorhaben, das sie, kaum dass die Mutter fort war, ankündigte: das ganze Haus zu reinigen, in Ordnung zu bringen, vom Dachboden aus, weil, wie sie sagte, der Schmutz nach unten geht. «Aber der Staub geht doch nach oben!» bemerkte ich, ich hatte schon Freude daran, zu widersprechen. Sie war ein wenig verdutzt; dann ging sie drüber hinweg, wie die Erwachsenen das gewohnt sind, und wiederholte ihr Urteil in allgemeineren, kategorischen Ausdrücken: «Nein, nein. Bub! Um rein zu machen, beginnt man immer von oben.»

Und wir begannen von oben. Die ersten Tage war es, abgesehen von allem anderen, keineswegs angenehm, dass man da oben Stunden und Stunden bleiben musste im dichten Staub, der einen blind machte, unter dem glühenden Dach. Dann aber kam der ersehnte Regen; starke Stösse von Kühle und Feuchtigkeit brachen aus den Dachluken und aus den Fensterluken ein; das trauliche Glucksen des Wassers auf den Ziegeln und in den Rinnen begleitete unsere Arbeit, die fast zum Vergnügen wurde. Ueberdies wurde die Frau Lucia, da sie uns so willig sah, etwas weniger unduldsam. Sie gab es zu, dass wir einen Stuhl, eine Truhe auf unsere Art reinigten. Sie gestattete uns dann und wann zwei Minuten Pause; die Zeit, hinunterzulaufen, um ein Stück Brot zu verschlingen oder zu sehen, ob das Feuer unter dem Kochtopf nicht ausgegangen sei.

(Fortsetzung folgt)

* Aus «Märzenwetter» von Francesco Chiesa.

Es ist gesünder, zu hoffen und das Mögliche zu schaffen, als zu schwärmen und nichts zu tun. *Gottfried Keller*

Ein Problem, mutig anzupacken!

El. St. In der «Tat» vom 18. April hat W. M. mit seinem erfreulich mutigen Artikel «Advokaten plädieren für Sittlichkeitsverbrecher» unter diesem stark zugreifenden Titel Dinge gesagt und hervorgehoben, die sicherlich zahlreichen Eltern und Jugendbetreuern aus dem Herzen gesprochen sind. Den es ist schon so, dass die ständig zunehmenden Sittlichkeitsvergehen an Kindern und Jugendlichen — homosexuelle und andere — zu einem beunruhigenden Eltern- und Erziehungsproblem wurden. Der Behandlung und Beurteilung von Verhältnissen auf dem Gebiet der Homosexualität und der Kindervergewaltigung, die in verschiedenen unserer grossen Städte geradezu zu einem Problem und Faktor in unserem Gemeinschaftsleben zu werden drohen, sollte von einem Teil der Rechtsprechenden unendlich mehr Gewicht und soziales Verständnis entgegengebracht werden. Ein missbrauchtes Kind, ob homosexuell oder normal, wird immer geschädigt bleiben.

Immer und ewig wird den Müttern — und gewiss mit Recht — der Hauptteil der Verantwortung für die Kinder und die heranwachsende Jugend ans Herz gelegt und aufgebürdet — und dabei haben sie je länger je weniger Einfluss auf die Lebens- und Entwicklungsgegebenheiten derselben. Mit sieben Jahren werden sie dem Staat abgeliefert, d. h. der das Leben der Kinder weitgehend beeinflussenden Schule, wobei sie durch Schulweg und Zusammensein mit teilweise sehr anders gearteten und erzogenen Altersgenossen oft vor Fragen gestellt und in Situationen gebracht werden, von welcher ein bisher sorgfältig behütetes Kind noch keine Ahnung hat. Aber dann, wenn etwas Ungutes passiert — natürlich weder in Reichweite der Eltern oder sonstiger aufmerksamer Erwachsener — dann wird vor allem dem Elternhaus schlechte Erziehung, mangelnde Aufklärung usw. vorgeworfen, so dass man sich oft fragen muss, ob eigentlich Eltern und Kinder oder der Verbrecher schuldig sei. Die moderne Psychiatrie — so scheint es häufig dem Laien — dient heute häufiger dem Verbrecher als den Geschädigten — was wohl eigentlich nicht der Zweck der neuen Erkenntnisse sein sollte.

Diese Einstellung bedingt dann die oft sehr milden und keineswegs abschreckenden Urteile und die oft prompte Rückfälligkeit der Delinquenten, wobei man nur sagen kann: «Wehe wenn sie losgelassen» sind! Jedenfalls herrscht heute in weiten, zum Glück auch juristischen Kreisen ein grosses Unbehagen gegenüber der Problematik einer solchen Rechtsprechung. Denn praktisch gedacht wird diese Laxheit in der Rechtsprechung das ständig zunehmend grassierende Verbrechertum auf diesem Gebiet zu wenig beeindrucken, als dass auf solche Weise eine Besserung der Uebelstände und Verminderung der Verbrechen erreicht werden könnte; und das einzig wirksame Mittel, solche Schädlinge in ihrer verbrecherischen Tätigkeit zu immunisieren, wird offensichtlich nicht oder doch nur in Einzelfällen angewendet —. Falls die heutige Gesetzgebung zu wirksamem Eingreifen keine Handhabe gibt, so wäre es eine Notwendigkeit, eine solche zu schaffen. Man hat ja schon manches Gesetz in Helvetien abgeändert!

Wenn man so quasi als Entschuldigung es schon in der Geschichte des alten Roms und seinem Untergang zu hören bekam, wie weitgehend dieses Laster demoralisierend sich dort auswirkte, so hätte man heutzutage erst recht allen Grund, es nicht nur gleichgültig als Zeitübel zu tolerieren, sondern es energisch zu bekämpfen. Auf alle Fälle sollte man auch bei uns, vorab in unseren grossen Städten, wo so viel Schlechtes «unterirdisch» und versteckt getan werden kann, vermehrten Einsatz von Sittenpolizei, grössere Wachsamkeit und Strenge im allgemeinen gegenüber allen sittlichen und unsittlichen Problemen verlangen dürfen.

Dass aber heute sogar in Tageszeitungen und nicht nur in von relativ kleinen Kreisen gelesenen Vereinsblättern das Problem mutig angepackt wird, ist wenigstens ein Beweis dafür, dass verantwortliche Kreise endlich die Dringlichkeit und den ganzen Ernst desselben erkannt und zugleich den Mut haben, den Kampf aufzunehmen und «Fürio» zu rufen. Wir Frauen und Mütter rufen und stupfen ja schon lange — aber wie weit wir kommen mit unserem berühmten «indirekten Einfluss», das beweisen am besten die Zustände in den Problemen um Alkohol und Sitte. Wir wollen Ordnung schaffen, aber die politischen Rechte sind uns versagt.

Berichte aus schweizerischem Frauenschaffen

Jahresversammlung des Frauenstimmrechtsvereins Bern

Wie üblich war auch die diesjährige Jahresversammlung des Frauenstimmrechtsvereins Bern, vom 21. März, in der «Pergola» in zwei Teile gegliedert. Im Gegensatz zu andern Jahren wurde aber darauf verzichtet, nach Erledigung der statutarischen Geschäfte ein neues Thema anzuschneiden, sondern der Rest des Abends sollte der ausgiebigen Kontaktnahme zwischen Vorstand und Mitgliedern unter dem Thema «Kritik, Anregungen und Vorschläge» dienen.

Nach zweijährigem Wirken als Präsidentin sah sich Frau Hertha Mäder-Lüthi, Fürsprech, leider gezwungen, wegen beruflicher Ueberlastung von ihrem Amt zurückzutreten. Frau Dr. H. Thalmann-Antenen dankte ihr in warmen Worten für die grosse, während ihrer Präsidialzeit geleistete Arbeit und erinnerte besonders an die viele einer Präsidentin auch in stillen Zeiten ganz im Hintergrund obliegende Kleinarbeit, die von aussen her kaum richtig gewürdigt werden kann. Nun wird Frau Adrienne Gonzenbach-Schümperli, die frühere langjährige bewährte Präsidentin, das Vereinsschiff vorläufig weiterlenken. Der Sitz der sozialdemokratischen Vertreterin im Vorstand wurde infolge Rücktritts von Frau Hanna Gilomen durch Frau Rosemarie Hänni-Schütz neu besetzt, während die durch die Rücktritte der Präsidentin und von Frau Tilla Ernst-Merz eingetretenen Vakanzen im Hinblick auf die Suche nach einer neuen Präsidentin offengelassen wurden. Die Jahresrechnung weist einen Einnahmenüberschuss — eine erfreuliche Reservebildung für spätere Aktionen — auf. Lebendig war der durch Frau Tilla Ernst-Merz erstattete Bericht über die «Frauenfraktion» im Berner Stadtrat, d. h. über die Organisation, die dafür besorgt ist, dass den Stadtratsverhandlungen ständig einige Vertreterinnen des Stimmrechtsvereins von der Tribüne aus folgen. Ganz besonders interessierte der Bericht von Frau Dr. Marie Boehlen, Jugendanwältin, über die Tätigkeit des kantonalbernischen Aktionskomitees für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Diese Organisation führt im Kanton herum Kursnachmittage über die Aufgaben einer Gemeinde durch, wobei auch eine Muster-Gemeinderatssitzung oder eine Gemeindeversammlung durch die Frauen, oft im Beisein sachkundiger Gemeindefunktionäre, abgehalten wird. Als Grundlage dienen dabei die in der betreffenden Gemeinde eben anfallenden Geschäfte.

Auf Antrag des engern Aktionskomitees für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde fasste die Versammlung den bedeutsamen prinzipiellen Entschluss, die Möglichkeiten einer neuen kantonalen Aktion zugunsten des Gemeindefakultativums zu prüfen. Die Tatsache, dass in der letzten kantonalen Abstimmung 77 Gemeinden sich für dieses Fakultativum aussprachen, ermuntert zu diesem Vorgehen, doch müssen die Erfolgsaussichten sorgfältig geprüft werden, so dass bis zur Verwirklichung des Planes noch geraume Zeit verstreichen kann.

Unter der Leitung von Frau Gonzenbach entfaltete sich hierauf die äusserst lebhafte Aussprache zwischen Vorstand und Mitgliedern. Neben mancherlei vorgebrachten Anregungen für die kommende Tätigkeit fehlte es auch nicht am Drängen nach forscherem Vorgehen. Immerhin gelangte die Versammlung zur Ueberzeugung, dass umfassende Propagandaaktionen und der Einsatz grösserer Geldmittel für eigentliche Abstimmungsfeldzüge reserviert bleiben müssen. In stillen Zeiten steht die Werbung von Frau zu Frau — und von Frau zu Mann — im Vordergrund.

Die enge Kontaktnahme zwischen Mitgliedern und Vorstand hatte jedenfalls, wenn dabei auch nicht revolutionäre gangbare neue Wege aufgezeigt wurden, etwas für alle Teile Ermunterndes und Erfrischendes, um so mehr, als auch der wohlberechtigte Ruf nach etwas mehr Humor in Arbeit und Werbung laut wurde. Der zum Teil neue Vorstand ist zu weiterm Tun bereit und er weiss auch für die Zukunft, wie sie sich dies bei allen bisherigen Aktionen klar erwiesen hat, dass er auf die intensive Mitarbeit und den Opferwillen der fast tausend Vereinsmitglieder zählen kann, sobald die Zeit für eine neue Stimmrechtsaktion im Kanton Bern reif geworden ist.

e. st.-m.

Erwachsenen-Bildung

am Genossenschaftlichen Seminar Muttenz

Vor mir liegt der Separatdruck aus dem Basler Staatskalender 1961, in welchem Robert Tobler über das Bildungszentrum des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine (VSK) Aufschluss gibt.

Beim Lesen der interessanten Schrift steigen angenehme Erinnerungen in mir auf an unvergessliche Stunden, die ich anlässlich von Tagungen und Kursen des Konsumgenossenschaftlichen Frauenbundes der Schweiz (KFS) an dieser Schulungsstätte verbringen durfte. Besonders interessant war auch die Arbeitstagung der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission im September 1959, an die sich sicher manche Leserin noch erinnern wird.

Das Genossenschaftliche Seminar Muttenz stellt seine Räumlichkeiten nicht nur genossenschaftlichen Vereinigungen zur Verfügung, sondern auch Organisationen und Studiengruppen aller Art.

Wer je auf den komfortablen Schulbänken dieses Seminars gesessen hat, wer je in einem der heimeligen Zimmern geschlafen oder sich an den schmackhaften Mahlzeiten aus der gepflegten Küche erlaben konnte, wird sich mit Vergnügen und Dankbarkeit daran erinnern.

Der Gründer des genossenschaftlichen Seminars, Dr. Bernhard Jaeggi, der mit einer persönlichen Spende von 50 000 Fr. dessen Grundstein legte, setzte sich zum Ziel, nicht nur eine Schule zur beruflichen Förderung von Angestellten der Konsumgenossenschaften, sondern eine Möglichkeit für Erwachsenenbildung in umfassendem Sinne zu schaffen.

Nachdem die Räumlichkeiten im ersten Genossenschaftshaus in der Siedlungsgenossenschaft Freidorf zu klein geworden waren, zog die Schule im Jahre 1956 in die neuerstellten Gebäulichkeiten «auf dem Horner» bei Muttenz. Beim Bau des neuen Seminars und bei seiner Ausstattung wurden alle neuzeitlichen Ideen und Möglichkeiten in Erwägung gezogen, und das Resultat befriedigt alle, sowohl Lehrende wie auch Lernende.

Der Lehrkörper, von hohem fachlichen Niveau, verbunden mit genossenschaftlicher Grundhaltung, gibt unter der Direktion von Dr. H. Dietiker, sein Bestes.

Die erhöhte Lage und die weite Entfernung vom Verkehrslärm der Ueberlandstrassen sind der Schule förderlich, und schöne Gartenanlagen und weite Rasenflächen laden zu erholsamem Verweilen ein.

In der heutigen Zeit erhält der konsumgenossenschaftliche Grundgedanke der Erwachsenenbildung, den schon die Pioniere von Rochdale vor mehr als hundert Jahren aufstellten, neuen Sinn und Inhalt.

Dr. H. Amberg, Chef der Abteilung für kulturelle Veranstaltungen, ist bestrebt, neben der Organisation von Tournées und der Vermittlung bestimmter Orchester, Truppen und einzelner Künstler Anregungen hinsichtlich kulturellen Wirkens zu geben, vor allem auch bezüglich der Freizeitbeschäftigung.

In diesem Sinne werden im Seminar die verschiedensten Kurse durchgeführt, welche sich in den Genossenschaften der ganzen Schweiz auswirken. Kurse für Metall- oder Lederarbeiten; für die Herstellung von Puppen und Kasperlfiguren; Sprachkurse u. a. m. Ich denke an die Blockflötenkurse für Erwachsene, die den Eltern die Möglichkeit geben, mit ihren Kindern zu musizieren. Ich erinnere mich an den Kurs mit Dr. Fritz Wartenweiler, der an zehn Abenden über die Probleme des modernen Menschen in Technik, Politik, Freizeit und Religion sprach, wobei die Teilnehmer Gelegenheit hatten, in Gruppenarbeit das Gehörte zu verarbeiten.

Auch der Konsumgenossenschaftliche Frauenbund der Schweiz macht sich die Möglichkeiten des Seminars gerne zunutze, indem er Gruppenleiterinnen ausbilden lässt, die in ihren Frauenvereinen mit Freude und Geschick das Gelernte weitergeben. Die Mutterwochenendtagung des KFS, welche Frauen aus allen Teilen der Schweiz zusammenführt, sind schon zu einem Begriff geworden. Und Genossenschafterinnen aus andern Ländern verlassen kaum je unser Land, ohne für kürzere oder längere Zeit die Gastfreundschaft des Seminars genossen zu haben.

Unmittelbaren Kontakt mit kulturell und künstlerisch aktiven Menschen, mit Fragen unserer Kultur, verschaffen die beliebten Ausstellungen und die musikalischen Hausabende im Seminar.

Wertvolle Anregung bot u. a. die Ausstellung «2000 Jahre chinesische Kunst», an der die von der UNESCO zur Verfügung gestellten Reproduktionen chinesischer Malerei gezeigt wurden. Die Ausstellung «Kinderzeichnungen» präsentierte die Resultate eines Zeichnungswettbewerbes, der im Hinblick auf den Austausch mit japanischen Kinderzeichnungen ausgeschrieben worden war.

Welch unvergessliches Erlebnis bedeutet es, an einem schönen Sommerabend auf den Stufen des idyllischen «Amphitheaters» einem Hauskonzert beiwohnen zu dürfen, über sich die blinkenden Sterne! Oder in der schönen Halle des Seminars einem berühmten Solisten lauschen zu dürfen.

«Kultur ist das Ereignis menschlicher Begegnung», schrieb Dr. Amberg einmal. Und versicherte anschliessend, dass das genossenchaftliche Seminar mit einer kulturellen Tätigkeit das persönliche Glück des einzelnen Menschen zu fördern wünsche. Ein Anliegen, das dem Genossenschaftlichen Seminar zur Ehre gereicht.

F. H. Basel

Wählt Schweizer Ware!

Gefährdete Berufe

In einer von der Eidgenössischen Kommission gegen den Alkoholismus herausgegebenen Schrift von Dr. med. F. Rintelen, Professor der Medizin an der Universität Basel, schreibt dieser:

«Es gibt besonders gefährdete Berufe, die wegen ihrer beruflichen Tätigkeit mit Alkohol in Berührung kommen: Wirte und Wirtinnen, Bierbrauer, Winzer, Kellnerinnen, Prostituierte, Handelsreisende, Landbriefträger und leider auch etwa einmal Landärzte, die zum liebenswürdig angebotenen Glas nicht nein sagen können. Gefährdet sind ferner die sogenannten durstigen Berufe, die bei schwerer körperlicher Arbeit zu starkem Schwitzen und enstprechendem Durst führen, der aus Gründen dummer Tradition, auf Grund unrichtiger Vorstellungen — «Alkohol gibt Kraft» — und durch unverantwortliche Versuchungen der Brauereien und Weingeschäfte gefördert, mit Wein und Bier vor allem gestillt wird. Bauarbeiter, Steinhauer, Landarbeiter, Schmiede, Schlosser, bei den Frauen vor allem die Waschfrauen, sind besonders gefährdet. Vieles ist da heute allerdings schon besser geworden; der «alcoolisme stupide», wie ihn die Franzosen nennen, ist im Abnehmen begriffen.» SAS

Mode-Notizen

Seidener Sommer in dezenter Buntheit

Wer glaubt, die Imprimées seien verschwunden, hat voreilige Schlüsse gezogen. Paris hat sie häufig verwendet und auch in Ciolinas Kollektion findet sie sich die Fülle. Freilich sind ihre Farben dezenter geworden. Die Stoffe sind meist durchgehend bedruckt, in harmonischer Skala, vereinzelt noch weissgrundig. Ungegenständliche Motive à la Picasso oder Klee überwiegen. Wo man sich an florale Vorbilder hielt, sind sie verwischt, oder mit girlandenartig sich durchziehenden Streifen zum Abstrakten gewandelt. Eine Ausnahme bildet die naturalistische Nelke, deren vergrösserte Wiedergabe sich warmtönig von weisser Unterlage abhebt. Man begegnet ihr zum erstenmal, dafür schleicht sie sich gleich in drei Farbausgaben ins Modebewusstsein. Neu ist auch ein flammenartig ineinandergreifendes Motiv, das von weitem besehen marmoriert wirkt. Tupfen von Kaviar bis Tellergrösse werden vorgelegt. Letztere sind von einem spiralnebelartigen Flor umlagert. Hat der Fabrikant die weiche Wirkung bedacht, oder den aktuellen Blick an den sich bevölkernden Himmel mit einbezogen: Frisch wirken auch die Damier- und Ecossaisdrucke und die Kaschmirmotive, die von kleinen Krawattenmustern bis zum Provençalen reichen. Baumwolle lässt sich sommers nicht wegdenken. Sie gibt sich vorwiegend gestreift, ist oft mit Reliefborden oder satinierten Streifen durchzogen. Sonst aber ist diese Saison «Seiden». Honan, Taftalia, Twill und Shantung beherrschen das Feld nebst leichten und schweren Surahgeweben. Dieses wohl hautverwandteste Material kann selbst früh im Jahr und weit in den Herbst hinein getragen werden. Zart gewachsenen Frauen steht eine ganze Gamme von Mousselines zur Verfügung, einige bedruckt, andere zum Changeant-Effekt verwoben. Asiago heisst ein dichtes italienisches Seidengewebe, das sich zu Staubmänteln, vielleicht sogar für sommerliche Herrenbekleidung eignet, vor allem wegen seiner diskreten Fischgrätmusterung. Orlon- und Baumwollstickereien hat St. Gallen durchwegs mit fülligen Garnen ausgestickt, wodurch sie sehr reich wirken. Eine Guipure wird durch Applikationen, die im Zentrum des Motivs miteingewebt sind, zur handwerklichen und künstlerischen Meisterleistung.

Reichlich vorhanden sind auch die Mischgewebe, z. B. 50 Prozent Zellwolle und 50 Prozent Azetat. Die schwere Qualität wird mit Vorteil zu Sommertailleurs Verwendung finden. Da Wolle aber immer ihre Liebhaber hat, ist auch sie in allen Sommerqualitäten vertreten. Sie ist, wie übrigens auch die Seiden- und Baumwollstoffe, durchwegs knitterarm, sehr oft sogar absolut knitterfrei ausgerüstet, wie es sich für die Reisezeit geziemt.

G. H.

Ein Mode-Wettbewerb

Wettbewerbe sind an der Tagesordnung. Es gibt kaum noch ein Gebiet, das davon ausgeschlossen bleibt. Aber ein Mode-Wettbewerb unter Absolventinnen aus Abschlussklassen der Modeschulen Hannover, Wiesbaden, Lausanne, Lugano und Zürich ist ein Novum oder genauer gesagt war dies bis zum letzten Jahr. Dieses «Rencontre der jungen Mode», wie die Initianten und Organisatoren-Publizitätsstelle der Baumwoll- und Stickerei-Industrie es nennen, wurde kürzlich zum zweitenmal in St. Gallen durchgeführt und soll nun zur Tradition werden.

Es ist zweifellos ein glücklicher Gedanke, den jungen Modeaspirantinnen Gelegenheit zu geben, ihr Können vor einem kritischen Forum zu demonstrieren. Der Wettbewerb stützte sich nicht nur auf ein strenges Reglement und Vorschriften über verschiedene Bekleidungsgruppen, sondern, was sehr wichtig war, auf einheitlich zur Verwendung kommendes Material. Dieses, aus Baumwoll- und Stickereigeweben bestehend, wurde den Teilnehmerinnen kostenlos überlassen und blieb auch nach der Jurierung im Besitz der Schulen zur freien Verfügung. Wahrlich kein kleines Geschenk! Immerhin war es verbunden mit dem Hintergedanken, die künftigen Kreateurinnen bekannt und mittels Verarbeitung vertraut zu machen mit den bewundernswerten ostschweizerischen Textilprodukten. In diesem Sinne wurden die Gäste während ihres zweitägigen Aufenthalts durch verschiedene St.-Galler Textilbetriebe geführt, um den Entstehungsweg prachtvoll bedruckter, mit Seide wetteifernder Baumwolle und grossartig bestickter Gewebe kennenzulernen und schliesslich während einer Führung durch die Iklé- und Jacobi-Sammlung die hohe Kunst der Stickerei zu bewundern. Damit aber wurde die St.-Gallertage zum unauslöschlichen Erlebnis für die jungen Modeelevinnen, zum Trost auch für enttäuschte Hoffnungen auf einen Wettbewerbssieg.

Mit Spannung sahen die zahlreichen Besucher dem Défilée der Modeschülerinnen entgegen, die als Mannequins ihrer eigenen Kreationen aufzutreten hatten. Die Modelle mussten selbständig ausgeführt werden unter Verpflichtung der Lehrerschaft, auf irgendwelche Mitwirkung zu verzichten. Als vorgeschriebene Programmpunkte galten Modelle für Strand mit Jacke, Shorts und Hose, dann solche für Strasse, Büro, Nachmittag, Gartenparty, Oper, Ball, und als Finale eine grossartige Brautrobe aus prachtvoll bestücktem Organdy. Wert wurde darauf gelegt, dass jegliches Material verwendungsgerecht verarbeitet wurde. Die aus Vertretern der Modepresse, Couture, Konfektion und der Repräsentanten der Publizitätsstelle zusammengestellte Jury hatte bei der Beurteilung der Wettbewerbsmodelle keine leichte Aufgabe. Das Bewertungsthermometer stieg und fiel wie die Quecksilbersäule an einem launischen Apriltag. Sehr interessant auf jeden Fall war es zu beobachten, wie die Schülerinnen der fünf Städte sich modisch und geschmacklich mit ihrer Aufgabe auseinandersetzten. Je nach Art der Kleidung schlug einmal Lausanne, ein andermal Lugano oder Zürich obenaus. An der Spitze allerdings blieben eindeutig Hannover und Wiesbaden.

Ueberraschend fiel hier der ausgesprochene Flair für Chic und Esprit, sowie das ausgezeichnete Erfassen der neuen Modelinie auf, Faktoren, die für berufliches Gelingen von ausschlaggebender Wichtigkeit sind, jedoch bei den Schülerinnen der Modeklasse an der Zürcher Gewerbeschule bisweilen zu wünschen übrig liessen.

Als erste auf der Rangliste figurierte die Modeschule von Hannover, ihr folgte Wiesbaden, dann Lausanne, Lugano, während Zürich, das rühmlichst bekannte Schweizer Modezentrum, an den Schluss zu stehen kam. Der von den jungen Anwärterinnen heiss erhoffte Wanderpreis fiel der Modeschule von Hannover zu.

H. Forrer-Stapfer

Löw-Schuhe im Stil 1961

Im grossen, hellen Musterraum des jüngsten Sitzes der Firma Löw AG, der neuen Löw-Zentrale an der Löwenstrasse, stellte sich die neue Schuhkollektion vor, in der nicht nur firmaeigene Kreationen, sondern solche des bekannten Charles Jourdan, Christian Dior, sowie Exklusivmodelle von Magli, Bologna, die kommenden Tendenzen einer internationalen Schuhmode verkörpern. Die neue Modeströmung mildert die sehr spitze Form und passt sie anatomisch besser dem Fuss an, indem sie den Zehen etwas mehr Raum lässt. Die neue carré-betonte Silhouette läuft flach nach vorn aus. Die bereits in Erscheinung tretende Absage an den hohen, spitzen Absatz ist erfreulich, steht sie doch ebenfalls im Zeichen anatomischer Einsicht. Er ist in seiner graziösen Schweifung ganz der eleganten Linie des modernen Schuhs angepasst, ob 2½, 3, 4 und mehr Zentimeter hoch. Dadurch, dass er etwas von der Fersenpartie weg nach vorn verlegt wird, gewinnt die Silhouette an Schwung. — Eine technisch famos gelöste Idee. Der bequeme mittelhohe Absatz ist meist lederfourniert, oft auch lederüberzogen. Wichtig ist die Tendenz zu einer verbreiterten Aufsatzfläche. Sie gilt auch, allerdings wenig spürbar, beim noch hohen, dünnen Absatz des Abendschuhs.

Die Freizügigkeit, deren sich die Mode ganz allgemein erfreut, überträgt sich auch auf den Schuh. Gerade dies gibt ihm Auftrieb zu einer noch nie dagewesenen Vielfalt von Variationen in Form und Garnierung. Weniger in Farben, denn dunkle Töne sind Trumpf. Neben Schwarz, Weiss, Grau, Marine, treten Beige und Braun in wundervollen Tönen her-

Zi bunt GROBGEWEBE für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw
in JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

vor, Braun nimmt einmal Kupferglanz an und wandelt sich in ein seltsam warmes Rot.

Löws weitausgreifende Kollektion ist aus diesem Grunde in übersichtliche Spezialgruppen aufgeteilt. Da sind einmal die Pumpsmodelle aus der Babette-Gruppe mit keck geschwungenem 3-cm-Absatz, Ledersohle aus Vellela-, Caravelle- oder weichem Boxcalf in Negrobraun oder Hellblau Perlato die einen, in Perlato-Weiss oder schwarzem Box die andern. Wie diese gehört auch die famose Vedette-Gruppe zur Kategorie Pumps, ebenfalls mit Ledersohle und ähnlichen von der Mode bevorzugten Farben. Während sie sich mit neuartigen Nestel- und Maschengarnituren schmücken, bleibt der zweifarbige Golfpumps bei seiner klassischen Schlichtheit. Spitze, Fersenpartie und Absatz sind in der dunkleren Farbe gehalten, also Braun, Schwarz, Marine, eventuell Rot. Jourdan hat sich mit seinem eleganten Pumpsmodell in feiner Carré-Form, mit 4 cm hohem lederüberzogenem Louis-XV-Absatz und grosser Seidenmasche enormen Erfolg geholt. Satinschleifen sind nicht an abendliche Satinschühlein gebunden, sie wagen sich auch auf den eleganten Nachmittagsschuh, natürlich dann in der Farbe des Leders. Schwarzer Lack ist dieser Modeidee besonders günstig. Der Italiener Magli überrascht mit dem Einsatz aus feinstem Ledergeflecht am Vorderblatt und einem tollen Absatz, dessen Bleistiftform sich nach unten in eine metallische Goldspitze verbreitert.

In der Gruppe Sporting fallen durch ihre elegante Linie Trotteurmodelle auf. Ihre leicht gerundete Carréform wirkt weich bei Schlüpfer- und Molièretypen mit Mokassinnaht, feiner Gina-Gummisohle und halbhohem, lederfourniertem Absatz. Sie sind federleicht, durch die äusserst flexible Sohle besonders bequem im Tragen. Häufig ist die nach aussen sichtbar vernähte Sohle. Sandaletten haben durch goldverzierte braune Lederspangen die quer oder kreuzweise angeordnet einen neuen Aspekt gewonnen. Mit Crêpesohlen sind sie die idealen Gefährten für Weekend und Strand.

Leder- und Satinschleifen, auch durch Metallspangen gezogene Lederbriden, drücken Löws Kollektion den Stempel des absolut Neuen auf. Weitgehend wird auch der Prothos-Schuh in die Welle modischer Eleganz miteinbezogen. Staunen erwekken die wundervollen Schuhe von Magli durch ein unendlich feines Chevreau-Geflecht. Es sind Kunstwerke an zeitraubender Arbeit. Sie ergänzen die neuabgewandelte Rundlochung und eine wie Gitter wirkende viereckige Lochung. Löw verwendet speziell vorgearbeitete italienische Schaftgeflechte in seiner eigenen Modellfabrikation.

Die Gruppe Herrenschuhe aus der Zusammenarbeit Löw-Occo vertreten beide Richtungen, die schwach gerundete und die leicht eckige Form. Immer wirkt die Silhouette lang und elegant. Oberleder und Sohlenleder sind weich und geschmeidig, aus Box oder Lamacalf. Italienische Mokassin- und Zwei-Oesen-Molière-Modelle halten gute Kameradschaft mit Richelieu-Modellen in Box oder Loafertypen mit feinstem Chevreaugeflecht aus schweizerischer Fabrikation Löw/Occo. Interessant ist die Vorliebe der Jungen für spitze Formen und erhöhtem Absatz als Anpassung an die enge Hose. Die männliche Farbenskala ist hauptsächlich auf Braun und Schwarz beschränkt. *H. Forrer-Stapfer*

Einweihungsfeier im Altersheim «Wäldli», Zürich

Schon der farbenfrohe Blumenschmuck, der dem Eintretenden entgegenleuchtete, verriet es, dass im «Wäldli» an der Hottingerstrasse in Zürich etwas Besonderes vor sich ging: Die Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster, Zollikerberg, hatte einen Kreis von Gästen eingeladen, um die Einweihung des renovierten und vergrösserten Altersheims festlich zu begehen.

Nach dem einleitenden Gesang der Schwestern sprach der Präsident des Stiftungsrates, a. Dekan G. von Schulthess, zu den Geladenen. Er dankte zunächst all denjenigen, die sich für den Umbau eingesetzt hatten, vor allem dem Architekten und der Baukommission, aber auch den verschiedenen Geldspendern, ohne deren Hilfe das Werk wohl kaum zustande gekommen wäre. Es war bewegend zu vernehmen, dass sogar die Insassen, selbst meist Bedürftige, einen ansehnlichen Betrag für den Umbau gestiftet, und zwei von ihnen ihr ganzes Vermögen testamentarisch vermacht hatten, damit ein Lift eingebaut werde. Man kann sich vorstellen, dass es für die betagten Leute nicht leicht war, das Haus während der Bauzeit zu räumen, und gewiss war es beglückend für die nun aus der «Verbannung» Heimkehrenden, in das verschönerte Stübchen einzuziehen.

Im kommenden Herbst sind bereits 80 Jahre vergangen, seitdem das Altersheim «Wäldli» gegründet wurde, und zahllose alte Menschen haben im Laufe der Zeit dort eine Heimat gefunden. Es war Heinrich Schulthess-von Meiss, der im Jahre 1886 sein Landgut mitsamt dem stattlichen Landhaus als Weihnachtsgeschenk der Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster übergab, mit dem Wunsche, es möchte dort für betagte Menschen ein Heim geschaffen werden. Schon bald wurde das Haus zu klein, und da stellte der grosszügige Geber — zusammen mit seiner Gattin und seiner Schwester — auch die Mittel für ein neues Haus auf demselben Gelände zur Verfügung, und so wurde das «Wäldli» erbaut. An Stelle des alten Landhauses, das abgerissen werden musste, steht heute das 1955 eingeweihte Schulthess-von Meiss-Stift.

Auch das «Wäldli» bedurfte seit langem dringend einer Erneuerung. Damit wurde im Februar 1960 begonnen, und von den Freuden und Mühen des Umbaus sprach Architekt Alfred Debrunner zu den Gästen. Das Haus wurde nicht nur renoviert, sondern auch aufgestockt, und damit Platz für weitere Insassen geschaffen. So können heute 56 alte Leute aufgenommen werden. Das «Wäldli» musste äusserlich ebenfalls eine Verschönerungskur über sich ergehen lassen, und wahrlich nicht zu seinem Nachteil. Im Innern wurden die veralteten sanitären Anlagen vollständig erneuert, in allen Zimmern fliessendes Wasser eingerichtet, ein Personenlift — der berechtigte Wunsch vieler Insassen — eingebaut, der Speisesaal, das dazugehörige Office und die Küche erneuert und vergrössert und allenthalben im Haus weitere Verschönerungen und Verbesserungen vorgenommen. Eine neue Telefonanlage und ein Fernsehapparat fehlen ebenfalls nicht, und eine feuersichere Treppe mag Insassen und Personal ein beruhigendes Gefühl geben.

Die Baukosten betragen über eine Million, aber man darf sich freuen, dass aus dem alten «Wäldli» nun ein wohnliches und den neuzeitlichen Anforderungen entsprechendes Heim geworden ist. Wenn man auf einem Gang durch das Haus in die gemütlichen Stuben schaut, welche die alten Leute meist mit ihren eigenen Möbeln und den im Laufe eines Lebens angesammelten und geliebten Kleinigkeiten ausstatten, so ist man überzeugt, dass die Insassen — abgesehen von den Beschwerden des Alters — im «Wäldli» einen frohen Lebensabend verbringen.

G. R.

Unsere Umfrage betreffend Verkäuferinnen*

Eine im Tessin lebende Bildhauerin antwortete: Ich bin unbedingt dafür, dass sich die Verkäuferinnen, wenn keine Kunden im Geschäft sind, setzen dürfen. Immer auf den Beinen sein? Wieviele von ihnen haben dann im Alter Beinleiden und andere davon herrührende Beschwerden!

M. B., Zürich, hat es schon immer als fast unmenschlich empfunden, dass von den Frauen verlangt wird, von morgens bis abends, auch wenn keine Kunden anwesend sind, stehen zu müssen, unmenschlich und zugleich — sinnlos. Sie wünscht, dass ein solches «Verbot» recht bald überall aufgehoben werde.

Frau I. Fr., Basel, findet stundenlanges Stehen, das nur von ein paar Schritten hin und her, um die Waren herbeizuholen, unterbrochen wird, etwas Furchtbares. Sie wünscht, dass die Ladenbesitzer ihre Verkäuferinnen anweisen würden, so oft als dies nur möglich ist, sich auf einen Hocker oder einen Stuhl hinter dem Ladentisch niederzulassen. Sie ist überzeugt, dass sie, so bald jemand den Laden betritt, schnell wieder zum Bedienen bereitstehen und dass sie jedenfalls dann nach diesem Ausschnauf ihren Dienst viel leichter ausüben werden. — Frau I. Fr. legte uns einen Ausschnitt aus einer deutschen Zeitung «Ich kann nicht mehr stehen — Die überlasteten Füsse der Verkäuferin» bei, aus dem wir einige Kernsätze hier abdrucken, nicht jene über ungeeignetes Schuhwerk, worüber wir in der letzten Nummer den vielbeachteten bebilderten Aufklärungsbeitrag von Dr. K. Sigg veröffentlicht haben. Zuerst zwei dort wiedergegebene Antworten von Geschäftsinhabern auf die Frage «Warum haben Sie keine Sitzgelegenheiten im Laden für Ihre Verkäuferinnen?» Die eine: «Weil es einen schlechten Eindruck auf die Kunden macht, wenn er eine Verkäuferin, wenn möglich noch hinter der Ware versteckt, sitzen sieht.» Die andere: «Das Sitzen im Verkaufsraum während der Bedienungspausen müssen wir ablehnen, weil sonst die Kundschaft denken könnte, das Geschäft müsse aber schlecht gehen, wenn die Verkäuferinnen herumsitzen können.

Im erwähnten Artikel lesen wir von einem von Prof. Dr. med. Otto Graf vom Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund konstruierten «Pendelsitz» für Verkäuferinnen, der für die Kundschaft so gut wie unsichtbar ist, die Bedienende aber beim Stehen stützt und jene Muskelgruppen für sie entlastet, die sonst so leicht ermüden.

(Fortsetzung folgt)

* Vgl. Nr. 11, 12, 13, 14, 15, 16.

Alle Tage Dessert — und Dessert-Tag ist DAWA-Tag!
Dr. A. Wander AG Bern

Veranstaltungen

SCHWEIZ. LYCEUMCLUB, GRUPPE BERN
Theaterplatz 7, 2. Stock

Veranstaltungen im Monat Mai 1961

Freitag, 5. Mai, 16.30 Uhr: Vortrag von Frau Dr. Altermatt-Moine «Le rôle de la femme dans l'Université de demain». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 12. Mai, 16.30 Uhr: «Animalia.» Frau Dr. Lili Oesch liest von ihren Tiergeschichten. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 19. Mai, 16.30 Uhr: Vortrag von Frau Dr. med. Ruth Nencki über die Süchtigkeit. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 26. Mai, 16.30 Uhr: Eva Zurbrügg, Violine, Trägerin des Lyceum-Musikpreises 1961, und Werner Giger, Klavier, spielen Sonaten von Beethoven, Burkhard, Debussy und Brahms. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.30.

LYCEUMCLUB ZÜRICH
Rämistrasse 26

Dienstag, den 2. Mai, 17 Uhr, Musiksektion. Vortrag von Prof. Dr. F. Gysi über Giacomo Puccini. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.20.

Radiosendungen

Montag, 30. April, 14.00 1. Dur d'Wuche dure. 2. Besuch in einem Tagesheim. — Dienstag, 14.00 Die Müttersterblichkeit in der Schweiz. — Mittwoch, 14.00 Wir Frauen in unserer Zeit. — Donnerstag, 14.00 Verliebt, verlobt, verheiratet ... — Freitag, 14.00 1. Was kann das Elternhaus den Kindern mit ins Leben geben? 2. Mai-Neuigkeiten. — Samstag, 7.20 Mys Gärtli; 7.30 Der Samstig het zum Sunntig gseit ...

Aus dem Fernsehprogramm

Sonntag, 30. April 18.00 Von Woche zu Woche. Unsere politische Diskussion. — Montag, 20.00 Tagesschau. 20.20 Ansprache zum 1. Mai. Es spricht Edith Rüefli, Präsidentin der Frauenkommission des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. 20.55 Eusi chlii Stadt. Ein Zürcher Musical. Von Werner Wollenberger. — Donnerstag, 17.30 Jugendnachrichten aus aller Welt. 20.15 Von Blüten und Bienen. Sendung mit dem Naturwissenschafter Hans Traber. — Samstag, 20.15 Das Wort zum Sonntag spricht für die reformierte Kirche Pfarrer Markus Sager, Baden AG.

Hiltl's «Vegi»
Seit 60 Jahren ein Begriff
Indische Spezialitäten
Vegetarisches Restaurant, Tea-Room, Sihlstrasse 26, Zürich

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!

ECHTES VOLLKORN-KNÄCKEBROT
ist das hauchdünne, federleichte KORNI Flatbröd. Eine norwegische Spezialität mit den Nähr- und Aufbaustoffen von Roggen und Weizen, u. a. ihrer Mineralsalze und dem Vitamin-B-Komplex. Am besten mundet KORNI — süss oder rezent bestrichen — in 3 oder 4 Lagen. **Sportpaket** 170 g (ca. 45 Scheiben) Fr. —.95, **Haushaltpaket** (ca. 95 Scheiben) Fr. 1.70 m. R., in Reform- und Diätgeschäften.
KORNI FLATBROD

SCHUHHAUS Gräb
OBERDORFSTR. 27 B/GROSSM. ZÜRICH
Tramhaltestelle Helmhaus oder Bellevue
Inhaber: Familie Buchter
bequeme schöne Schuhe für jeden Fuss

2 Qualitäts-Speisefette für die Grossküche
KASPAR-GOLD körnig
mit 10% Inlandbutter
Auserlesene Mischung von Qualitätsfetten
KASPAR-GOLD vegetabil
Reines Pflanzenfett
Auch für die vegetarische und Diätküche
HANS KASPAR AG. ZÜRICH 3/45
MARGARINE- UND SPEISEFETT-FABRIK
Telephon (051) 33 11 22 Binzstrasse 12

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine sucht
Abteilungsleiterin
zur selbständigen Führung der Abteilung Frauenberufe. Interessante Stellung für Akademikerin oder andere initiative Persönlichkeit. Erfahrung auf den Gebieten der Frauenberufsfragen und Berufforschung erwünscht.
Handschriftliche Offerten mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Gehaltsangabe sowie Photographie erbeten an die Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, Merkurstrasse 45, Zürich 32.

Der an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen vom Jahre 1958 gehaltene Vortrag von
Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprech in Bern
Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?
wird vom Schweizer Frauenblatt als Separatdruck, 24seitig, herausgegeben. Bestellungen sind zu richten an die Administration SCHWEIZER FRAUENBLATT, Winterthur, Postfach 210

Wir sitzen zuviel -!
Wir haben zu wenig Bewegung. Der Darm wird träge. Es bilden sich Schlakken. Man ist müde, abgespannt, nervös und wird von Kopfschmerzen und unreiner Haut geplagt. Nehmen Sie DRIX. DRIX-Dragées packen das Uebel an der Wurzel: sie sorgen gründlich und mild für regelmässigen Stuhlgang und entschlacken den Darm, wodurch zugleich auch die Auswertung der fettbildenden Stoffe gehemmt wird. DRIX-Dragées sind rein pflanzlich.
DRIX
die flache Originalpackung mit 100 Dragées kostet Fr. 3.65. In Apotheken und Drogerien

Ich bevorzuge
aeromit
gegen Motten
Fr. 4.60

Dr. R. Maag A.G. Dielsdorf

Einfach in der Anwendung — sicher in der Wirkung
Fleurin
Fleurin-Pflanzennahrung enthält alle für prachtvolles Wachstum wichtigen Wuchs- und Nährstoffe in reiner Form.
In allen Drogerien, Samenhandlungen und Blumengeschäften erhältlich.
Hersteller: Alphons Hörning AG, Bern

artiana
komplette aussteuern
stoffe
vorhänge
teppiche
lampen
glas
keramik
kunstgewerbe
artiana s. a.
nüschelerstr. 31
zürich 1
beachten sie unsere schaufenster

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame